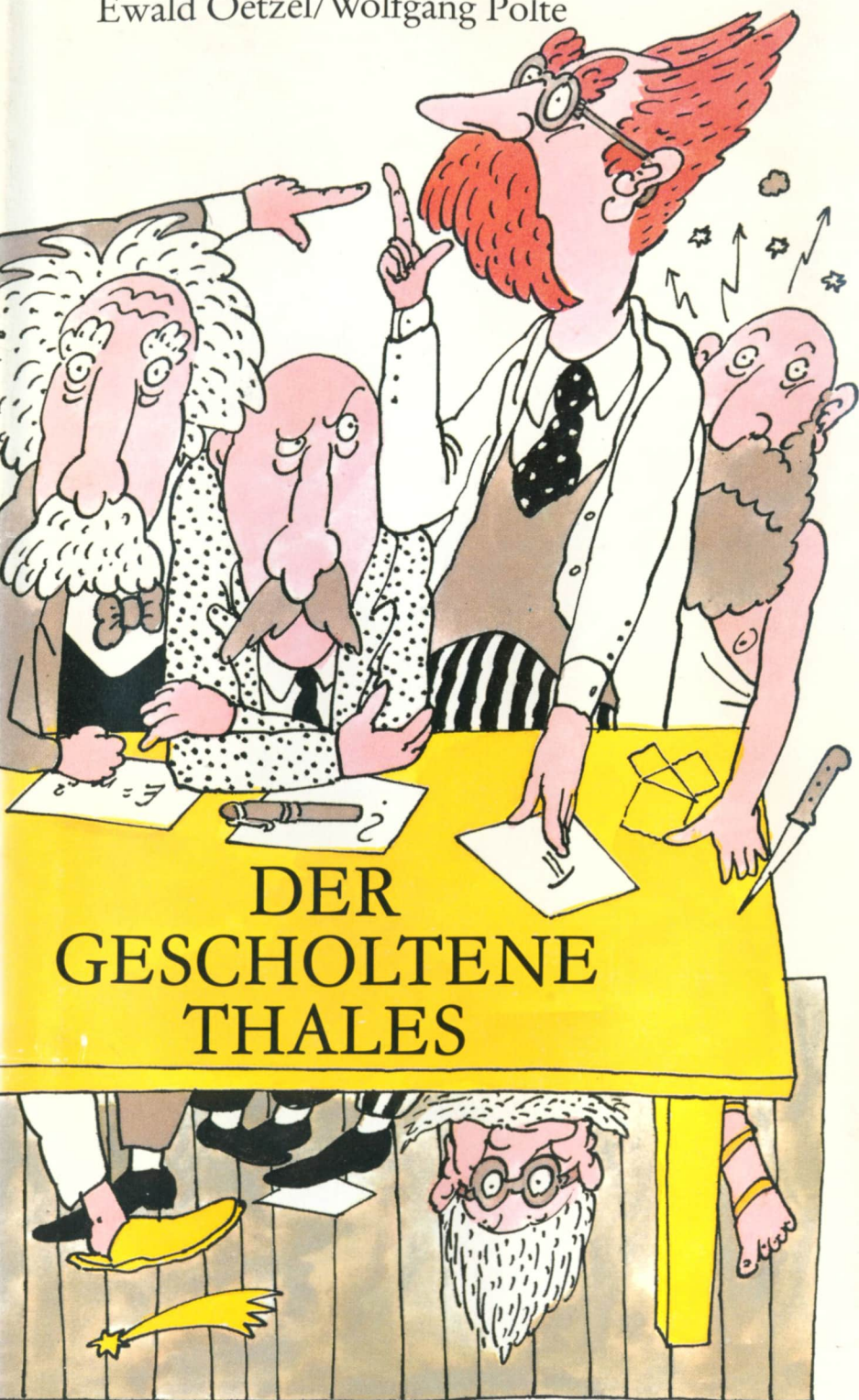


Ewald Oetzel/Wolfgang Polte



$$\frac{3.476.321}{a \cdot b \cdot \pi^3} + \sqrt{a \cdot 750 \frac{s}{s^2}} - 9.873.;$$

Gabi ♡

$$\frac{33.333.333.333}{3x} + (7a \cdot 46 \cdot 8.477)$$

Anna

$$2m : n \left(\frac{1.000.000 s \times m^2}{24.051.948} \right) - t$$

monday

$$\frac{3\pi}{y^{22}} + \sqrt{\frac{m}{s^3}} - b_1 \cdot 2.737.454.$$

Ka

$$A \cdot \frac{179}{8^2} + m n^4 - \frac{\sqrt{-32}}{-4} + 1$$

$$3s \left(\frac{1.234.567.891.012}{333 \cdot a} \right) \heartsuit - \sqrt{\frac{1}{7}}$$

Fledflike P. r^3 *Wachst!*

$$47 \text{ cm} + (2.710g) - (E) + m$$

Post!

$$\heartsuit \frac{3.742.666.128}{b \times 47 (n)} + b_1 \left(\frac{m \times 4\pi}{d} \right)$$

$$+ 4 \left(\frac{3.741.222.108}{a + b + c + d} \right) + \sqrt{a b m}$$

Wachst!


$$\frac{n \cdot o \cdot r \cdot 7.347.004}{2.7 \ 26.7 \ 93 \ \text{A.u.t.}} - \sqrt{\frac{m \cdot n}{2^7}}$$

$$\underline{\hspace{10em}} \quad 9m \left(\frac{1}{2a} \right)$$

$$32.533.510.341 \times \pi - (abcdef) \cdot \sqrt{7}$$

~~ring form.~~

$$\sum_x (77) - \frac{2.679.341.473 + 79y}{\cancel{1732} \text{ Sin}}$$

←  ← m^2

$$\left(\frac{m^2 o p q r s t^2 u v w x y z^3}{a b c t} \right) +$$

$$\frac{abent 19^{15}}{62 m q^2} + \frac{80 m n o}{l^2} \left(\frac{73.08}{4^7 m^2 z} \right) -$$

~~Kaffeesahne~~

$$z \cdot h \cdot y^7 + \frac{30}{\pi} \left) - \frac{24.121.8839}{b-1} +$$

 ~~Lüise~~

$$\frac{47 l}{3 E} + 4.737.367.205 - \frac{1}{m} +$$

$$2 + 7 \left(\frac{6.737.444.321}{n} \right) - 49^{3+}$$

$$\left(\frac{+ abc}{m} \right) - \frac{a \cdot y^2 \cdot t + 4 (m^7 \cdot s^3 \cdot n)^7}{\text{Spurhülle}}$$

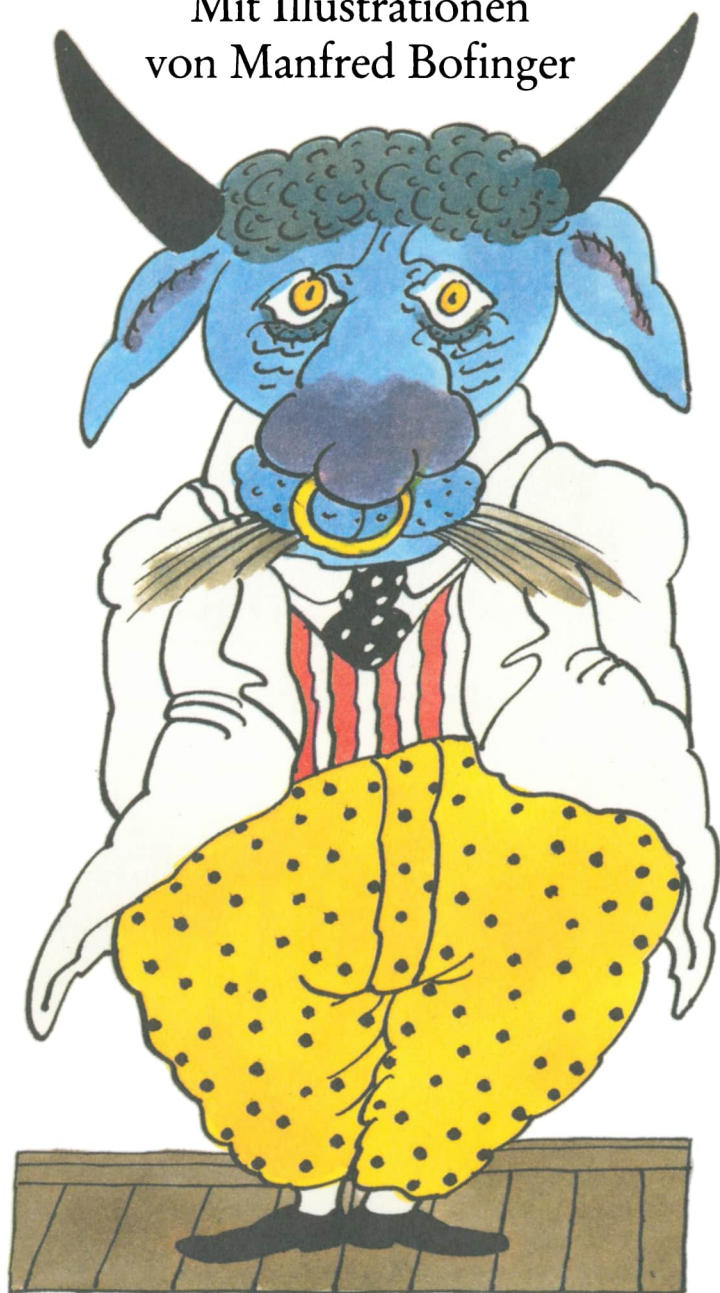
$$- l \left(\frac{101.202.303}{4} \right) + 51.041 -$$

~~Spurhülle!!!~~

$$s \cdot t + \frac{6.789.123}{n \cdot 4 \cdot s^2} - 2 \left(\frac{ab}{t^2} \right)^7$$

$$- \infty^3 - 6.741.213 l x^2 = \underline{\underline{1}} \quad (?)$$

Mit Illustrationen
von Manfred Bofinger



Ewald Oetzel/Wolfgang Polte

DER

Anekdotisches

GESCHOLTENE

um Gelehrte und Gelehrige

THALES

aus zwei Jahrtausenden

Urania-Verlag
Leipzig · Jena · Berlin

INHALT

Ein Wort zuvor	7
Ein Gelehrter ist oft auch ein Weiser	9
Entdeckungen, Erlebnisse, Erfahrungen	17
Wider den Unverstand!	29
Selbstbewußt	37
Wie das Leben so spielt ...	47
Leiden und Freuden der Popularität	57
Vergeßlich und zerstreut?	63
Unter Freunden und Kollegen	69
Treffsicher und geschliffen	79
In den Augen anderer	89
Kleine und große Irrtümer	95
Immer engagiert	101
»Daß er ein Mensch ist ...«	111
Heitere Lektionen	119
Umgang mit Studenten	125
Prüfungen	133
Studentenwitz	141
Namensverzeichnis	147

EIN WORT ZUVOR

»Anekdoten« nannten die alten Griechen das nicht an die Öffentlichkeit Gebrachte, das »Nicht-Aufgedeckte«. War es nicht wichtig genug, um öffentliches Interesse zu finden, oder nicht »geeignet«, jedermann bekanntzuwerden? Aus welchen Gründen auch immer Berichte oder Aufzeichnungen »zurückgehalten« wurden, manches fand offene Ohren, sobald es als »anekdoten« sich verbreitete. Allmählich begann der Schein des Belanglosen, des Unbedeutenden, unter dem es in den Hintergrund geraten war, zu verblassen. Zwar enthielt das nun Weitergetragene nach wie vor Nebensächliches, aber die Informationen rankten sich um bekannte Persönlichkeiten oder in Erinnerung gebliebene Ereignisse. Sie berichteten von besonderen Begebenheiten, enthüllten Eigenartiges, Charakteristisches. Nicht immer nahmen sie es mit den Tatsachen genau, und für manches Anekdotische könnte man Giordano Brunos Worte gelten lassen: »Wenn es nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden.« So nimmt es nicht wunder, daß die eine oder andere Anekdote einer Persönlichkeit »zugedacht« oder in ähnlicher Form von Zeit zu Zeit mit einer anderen in Verbindung gebracht wurde. Wie dem auch sei, Anekdoten zeugen von der Popularität ihrer »Helden«, sie bringen Eigenheiten ans Licht, zeigen Schwächen, schildern »Allzumenschliches«, gewähren Einblicke in bislang Verborgenes oder Nichtbeachtetes. Sie müssen nicht immer historisch verbürgt sein, doch stets auf etwas die Persönlichkeit Charakterisierendes zielen, das sie erzählenswert macht. Oft spiegeln auch »erfundene« Anekdoten das Wesen eines historischen Vorgangs wider. Manchmal beleuchten sie Denk- und Verhaltensweisen einer Gruppe oder Schicht. Ein andermal trifft die Pointe einen Typ, der an sich unbedeutend ist, doch dessen Eigenheiten oder Absonderlichkeiten sich als Zielscheibe des Spottes eignen. Manche Anekdote ist von Mutter-

witz getragen, beleuchtet »Ur-Komisches«, strahlt Heiterkeit aus. Stets ist eine Anekdote eine Episode, die aus der Vielfalt und dem Beziehungsreichtum menschlichen Lebens schöpft, auch wenn sie nur Splitterchen davon wiedergibt. Als Ausdruck derartigen Bemühens sollte diese Sammlung betrachtet werden. Sie ist vorwiegend um Naturerkenntnis ringenden Forschern und Gelehrten aus verschiedenen Zeiten gewidmet. Manche Episoden beziehen sich auf Situationen aus dem Forscheralltag. Sie können Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte sein, erheben dennoch nicht immer diesen Anspruch. Vieles ist älteren Aufzeichnungen entnommen oder auch in neue Form gebracht worden, wobei verständlicherweise die überlieferte, durch das Weitersagen geformte Pointe beibehalten werden mußte. Einige Episoden wurden in den sechziger Jahren W. Polte von Otto Hahn, Leopold Infeld, Cornille Heymans und anderen Wissenschaftlern aus mehreren Ländern in persönlichen Gesprächen oder in freundlichen brieflichen Antworten auf seine Bitte um Anekdotisches oder Denkwürdiges aus ihrem Leben übermittelt. So weit zurück reicht die Idee zu dieser Sammlung. Neueres ergab sich in Gesprächen mit Wissenschaftlern unseres Landes. Sicherlich könnte sich das Ganze zu einer weit umfangreicheren unterhaltsamen Begegnung mit Gelehrten ausweiten lassen, aber um das Verständnis zu vertiefen, daß Kreativität den ganzen Menschen fordert, oder zu zeigen, daß ein Gelehrter kein Heiliger ist, sollte diese Auswahl genügen. Bereits Knigge war der Meinung, man müsse bei aller Gelehrsamkeit eines forschenden Geistes stets bedenken, daß er ein Mensch sei.



EIN GELEHRTER IST OFT AUCH EIN WEISER

Der ist weis' und wohlgelehrt,
Der alle Dinge zum besten kehrt.

Georg Rollenhagen

Zittert, ihr Ochsen!	11
Lebenserfahrung	11
Der Streit um die Badegebühr	12
Wo nur findet man Menschen?	12
Teure Weisheit	13
Wer sich keine Sorgen zu machen braucht ...	13
Beweiskraft	13
Davys bedeutendste Leistung	14
Die neugeborene Entdeckung	14
Amt und Verstand	15
Stolpernde Esel	15
Proportionen	15



ZITTERN, IHR OCHSEN!

Als der griechische Philosoph Pythagoras, der auch als Mathematiker Bedeutendes vollbrachte, wieder einmal einen genialen Einfall gehabt hatte, war man überall im Lande des Lobes voll über seine Leistung. Aber wie das so ist, fanden sich auch Neider, die sein Verdienst zu schmälern suchten. Pythagoras verdanke seine neue Idee nur seinem guten Verhältnis zu den Göttern. Die Olympier hätten ihn erleuchtet, behaupteten sie. Pythagoras konnte es nicht wagen, dem zu widersprechen. Sollte er öffentlich die Götter herabsetzen? Das Volk hätte ihm das nie verziehen, ja ihn womöglich als Gottlosen gesteinigt. Seine Kollegen, wahrlich Schlitzohren, nötigten ihn schließlich, den Göttern zwanzig Ochsen zu opfern. Das war schon damals eine teure Angelegenheit. Zu dem ausgiebigen Mahl gehörte ja auch ein kräftiger Umtrunk.

»Fortan müssen Ochsen vor jeder neuen Erkenntnis zittern«, sagte Pythagoras.

LEBENSERFAHRUNG

Sokrates hatte sich erst im Alter dazu entschließen können, in den Ehestand zu treten. Xanthippe, viel jünger als er, gebar ihm drei Kinder. Im Alltag muß er sie allerdings arg vernachlässigt haben. Das Philosophieren und das Disputieren gingen ihm über alles. Sicherlich zu Unrecht wurde Xanthippe nachgesagt, sie sei zänkisch und unbeherrscht gewesen.

Dennoch müssen Sokrates' Eheerfahrungen zwiespältig gewesen sein. Auf die Frage eines Freundes, was er vom Heiraten halte, antwortete er: »Heirate nur! Bekommst du ein gutes Weib, lebst du glücklich und zufrieden. Wenn nicht, hast du Gelegenheit, Philosoph zu werden.«

Als sich eine im ganzen Land bekannte Hetäre über seine Morallehren lustig machte und sich rühmte, sie habe ihm mehr Schüler abspenstig gemacht, als der »alte Schwätzer« wahrhaben wolle, sagte er nur: »Hinab geht's eben leichter als hinauf.«



DER STREIT UM DIE BADEGEBÜHR

Der griechische Philosoph Straton, der sich auch der Astro-
nomie und der Medizin gewidmet haben soll, gelangte der-
einst nach Phaselis, einem Ort, der in dem Rufe stand, daß in
ihm nur Betrüger und Diebe wohnten. Nach der langen Reise
wollte er ein Bad nehmen. Die hohe Gebühr, die der Bade-
meister verlangte, versetzte ihn in Zorn. Ein Streit entbrannte.
Schließlich gab der Bademeister nach. Straton konnte sich der
ersehnten Erquickung widmen. Wie entsetzt war er aber, als
er erfuhr, daß Fremde mehr zu zahlen hatten als Einheimische.
Und er hatte doch nur den Obolus entrichtet, der für Hiesige
galt! Mit den Worten »Sieh zu, daß mir die Schande erspart
bleibt, als Phaselit zu gelten!« befahl er dem Diener, dem
Bademeister noch einige Geldstücke zu überbringen.

WO NUR FINDET MAN MENSCHEN?

Diogenes' eigenartiges Verhalten bot seinen Mitmenschen
manchen Gesprächsstoff. Wegen seiner genügsamen Lebens-
weise nannten ihn viele »kyon« (Hund).

Eines Tages versperrte ihm ein Bürger Sinopes den Weg mit
den Worten: »Siehst du nicht, daß ich hier gehe? Ich weiche
keinem Hund aus!« Diogenes blickte kurz auf, sah sein
Gegenüber an, nickte und sagte, zur Seite tretend: »Aber
ich.«

Einmal erregte er spöttische Verwunderung, als er am hell-
lichten Tage mit einer angezündeten Laterne über den Markt-
platz tappte, in Ecken und Winkel schaute und in alle Rich-
tungen spähte. Was er denn suche, fragte man ihn schließlich.
»Menschen«, gab er zur Antwort.

Seine philosophischen Gegner verhöhnte er auf alle mögli-
che Weise. So schlürfte er eines Tages im Rückwärtsgang an
ihnen vorbei. Alle lachten, einige tippten sich an die Stirn.
»Warum lacht ihr?« fragte Diogenes. »Wundert ihr euch, daß
ich einmal ein kurzes Wegstück ausprobiere, was ihr das
ganze Leben lang praktiziert?«

Durch immer neue Einfälle brachte er die reichen Bürger
schließlich so sehr gegen sich auf, daß sie ihn verklagten. »Wir
verurteilen dich, die Stadt zu verlassen«, lautete der Entscheid.
Diogenes nahm ihn gelassen zur Kenntnis. »Ihr seid viel
schlimmer dran«, erwiderte er, »ihr müßt hierbleiben.«

TEURE WEISHEIT

Im Nachlaß des 1738 zu Leiden verstorbenen holländischen Arztes Hermann Boerhave fand sich ein großes versiegeltes Buch, mit einer kunstvollen Beschriftung versehen: »Die einzigen und tiefsten Geheimnisse der Arzneikunst.« Der Foliant gelangte mit anderen Utensilien aus dem Besitz des berühmten Mediziners zur Versteigerung. Das dickleibige, großformatige, in Leder gebundene Werk erregte Aufsehen. Enthielt es wirklich bisher Unbekanntes über die Kunst des Heilens? Einer der Interessenten ersteigerte es für teures Geld. Als er es geöffnet hatte, verschlug es ihm die Sprache. Leere Seiten bis zum Ende! Nur über das erste Blatt zogen sich in einer breit ausgeschriebenen Handschrift die Worte: »Halte den Kopf kalt, die Füße warm und den Leib offen, so kannst du aller Ärzte spotten!«

WER SICH KEINE SORGEN ZU MACHEN BRAUCHT ...

André Marie Ampère, dem wir viele Entdeckungen auf dem Gebiet der Elektrotechnik verdanken, erhielt zahlreiche Ehrungen bereits zu Lebzeiten, doch ständig befand er sich in Geldsorgen.

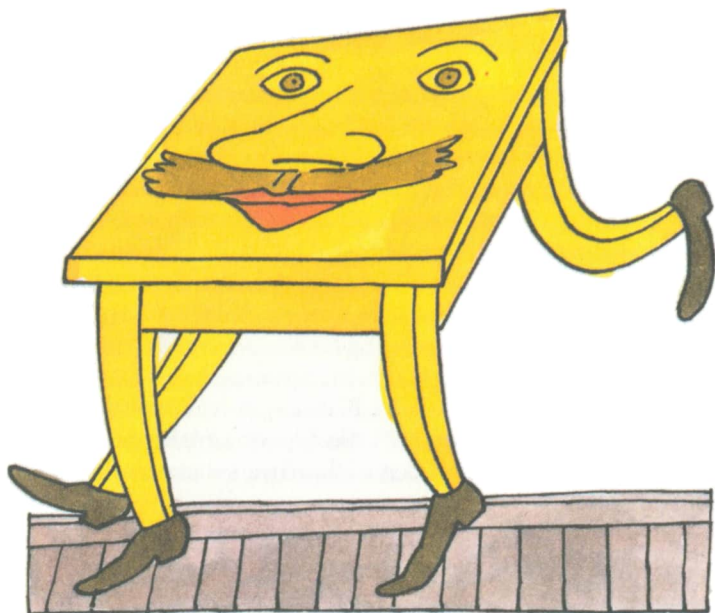
Einmal war Ampère in die Gesellschaft von Geldleuten geraten. Man beschloß, eine Partie Karten zu spielen, und beriet die Höhe des Einsatzes. Belustigt hörte Ampère zu, wie die Summe immer höher kletterte.

»Nun, Professor, was meinen Sie? Wie hoch spielen wir?« Ampère lächelte: »Meine Barschaft beträgt 15 Franc, und damit muß ich noch eine ganze lange Woche auskommen!« Eine ältere Dame der »guten Gesellschaft« fragte, offensichtlich verwundert: »Sie haben momentan Geldsorgen?«

»Aber nein«, erwiderte Ampère – er war aufgestanden, um sich höflich zu verabschieden –, »sorgen muß man sich um etwas, das man besitzt.«

BEWEISKRAFT

Alexander von Humboldt war in seiner Berliner Zeit ein vielgefragter Gast bei Hofe. So war er eines Abends in eine Gesellschaft geraten, die über Mesmerismus und Hellschere



debattierte. Bald war auch ein Streit um das in Mode gekommene »Tischrücken« entbrannt. Ob sich der Tisch wirklich von sich aus bewege, wurde Humboldt von einer Dame gefragt. »Warum nicht?« erwiderte er lächelnd. »Der Klügere gibt nach.«

DAVYS BEDEUTENDSTE LEISTUNG

»Welche Ihrer Entdeckungen ist Ihrer Meinung nach die bedeutendste?« wurde Sir Humphry Davy einmal gefragt. Der englische Chemiker und Physiker zögerte keinen Augenblick mit der Antwort: »Michael Faraday.«

DIE NEUGEBORENE ENTDECKUNG

Etwa zehn Jahre, nachdem Michael Faraday seine ersten Versuche unternommen hatte, »den Magnetismus in Elektrizität zu verwandeln«, war er am Ziel. Mit seinem Assistenten Anderson führte er den Versuch einem Gremium der Royal Society vor, das ihm Beifall spendete.

Nach der Veranstaltung kam ein vermöglicher Mann, der die Society finanziell unterstützte, zu ihm und fragte: »Sagen

Sie, Herr Faraday, Ihr Experiment ist interessant, aber welchen praktischen Nutzen hat die magnetische Induktion eigentlich?«

Faraday überlegte nicht lange und stellte die Gegenfrage: »Wozu, mein Herr, taugt ein neugeborenes Kind?«

AMT UND VERSTAND

Ludwig Boltzmann kehrte nach einem recht disharmonischen Intermezzo von Berlin nach Wien zurück. Man war selbstverständlich sofort bereit, ihn wieder an die Wiener Universität zu berufen. Die Schwierigkeit bestand nur darin, daß durch Boltzmanns Weggang der Lehrstuhl für Physik inzwischen anderweitig besetzt worden war. Das Wiener Ministerium fand einen Ausweg: Man errichtete für ihn einen Lehrstuhl für Naturphilosophie.

Professor Boltzmann begann seine Antrittsvorlesung mit den Worten: »Man sagt, wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den dazugehörigen Verstand. Im vollen Vertrauen auf diese Weisheit beginne ich jetzt meine Vorlesungen über Naturphilosophie.«

STOLPERNDE ESEL

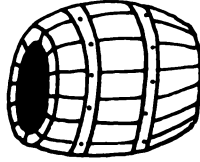
Guglielmo Marconi wurde einmal gefragt, ob neue Entdeckungen und neue Erkenntnisse nicht Begabung voraussetzen.

Er dachte eine Weile nach, ehe er antwortete. Dann sagte er: »Ein wenig schon. Nur – man soll es auch nicht übertreiben. Mehr handelt es sich wohl um die Tatsache, daß Esel über einen Goldklumpen stolpern, vielleicht sich über ihn grämen, weil sie sich dabei den Fuß vertreten haben, während helle Köpfe ihn aufheben und sehr wohl etwas damit anzufangen wissen!«

PROPORTIONEN

Albert Einstein pflegte mit seinen Mitarbeitern Probleme auf Spaziergängen durchzusprechen. Einer von ihnen hatte selbst bei den interessantesten Debatten aber immer noch ein Auge für vorbeigehende junge Frauen. Sein Kollege sah sich deshalb veranlaßt, ihn zu tadeln. Doch Einstein schmunzelte:

»Lassen Sie ihn nur, Herr Kollege, unser Freund arbeitet gegenwärtig an Problemen, bei denen Proportionen eine nicht unerhebliche Rolle spielen, und da ist eine stimulierende Anschauung nicht zu unterschätzen.«

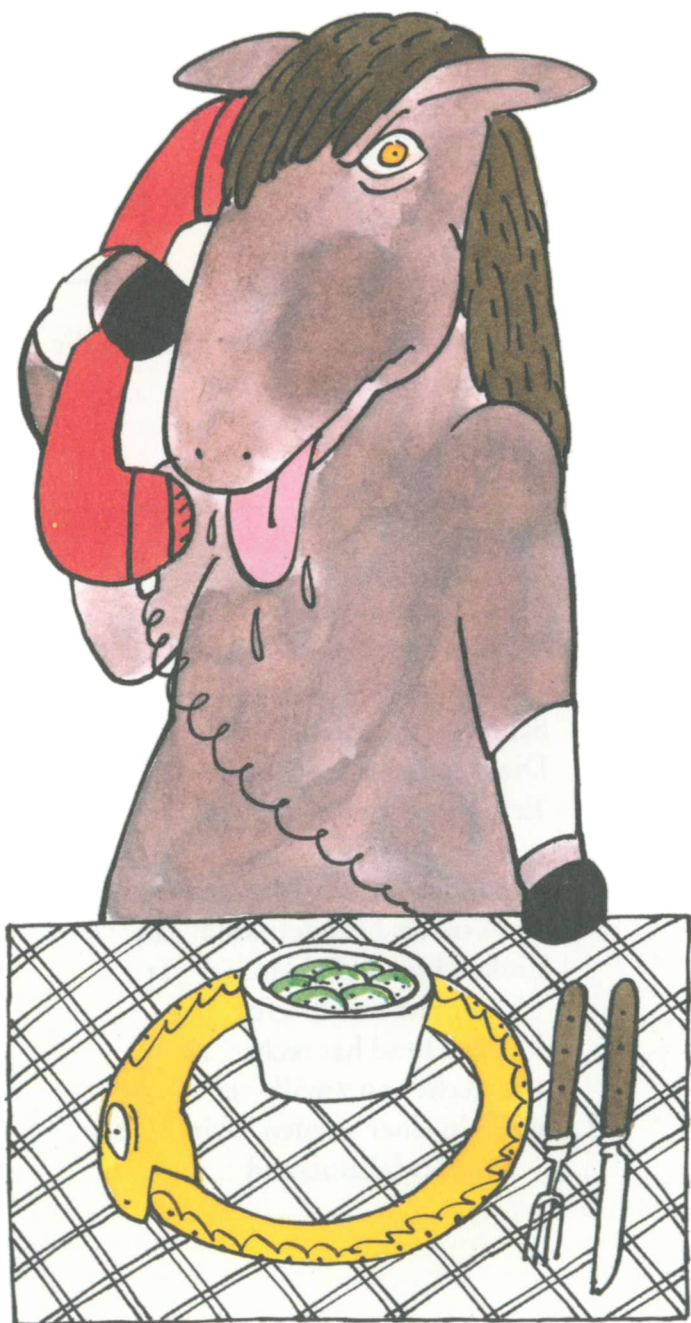


ENTDECKUNGEN, ERLEBNISSE, ERFAHRUNGEN

Vor Verdienst aber setzten den Schweiß die
unsterblichen Götter.

Hesiod

Das Glück einer großen Idee	19
Der »Homo electrificatus«	19
Das wäre auch schon was!	20
Das erste Ferngespräch	21
Schneller als Michelmann	21
Die ringförmige Schlange	21
Erfindung im Restaurant	22
Guter Rat	23
Wie das Neonlicht seinen Namen bekam	23
Ein Wolf als Hundefreund	24
Einleuchtende Erklärung	25
Laufbahn mit Briefen	25
Der Hund hat recht	25
Acht von zwölf	26
Landung in einer »neuen Welt«?	26
Das Teufelsdutzend	27



DAS GLÜCK EINER GROSSEN IDEE

König Hiero von Syrakus hatte im Jahre 265 v. u. Z. einem Kunstschmied eine beträchtliche Menge Gold mit dem Auftrag überbringen lassen, daraus eine Krone zu fertigen. Das Wunder handwerklichen Geschicks und künstlerischen Einfalls, das daraufhin entstanden war, gefiel dem Herrscher. Dann jedoch kam der Verdacht auf, daß statt Gold auch Silber verwendet worden sei. Lag Betrug vor? Sollte man, um die Täuschung zu beweisen, das Kunstwerk zerstören? Was aber, wenn der Verdacht unbegründet war? Archimedes wurde zu Rate gezogen, doch auch der erfahrene Physiker und Erfinder stand vor einem Rätsel. Tagelang kreisten seine Gedanken um das Problem. Die entscheidende Idee hatte er, als er ins Bad stieg. Wie er sich langsam ins Wasser hineinließ, bemerkte er das Ansteigen des Wasserspiegels, der sich schließlich über den Rand ergoß. Es durchzuckte ihn wie ein Blitz: Das, ja, das mußte es sein! Das Gewicht des von der Goldkrone verdrängten Wassers mußte dem Gewicht der Goldkrone entsprechen. Ein Vergleich mit den gleichen Massen von Gold und Silber mußte Aufschluß über die Echtheit der Goldkrone geben. »Heureka!« rief er, aus dem Bad springend. »Ich hab's!« Und er lief splitternackt, wie er war, nach Hause. »Heureka!« – »Heureka!«

DER »HOMO ELECTRIFICATUS«

Stephen Gray, Mitglied der Royal Society, hatte, auf der Erkenntnis fußend, daß auch Flüssigkeiten Elektrizität fortleiten, die Überlegung angestellt, daß davon der menschliche Körper, der ja zu einem erheblichen Anteil aus Flüssigkeit besteht, nicht ausgenommen sein könne. Um das zu beweisen, bereitete er ein Experiment vor. Er baute dazu ein Gestell, dem der heutigen »Hollywoodschaukel« nicht unähnlich. Von dem Tragebalken hingen mehrere aus Roßhaar geflochtene Schnüre, zu Schlingen vereinigt, herab, die einen Menschen halten konnten. Am 8. April 1730 unternahm er seinen ersten Versuch mit einem neunjährigen Knaben. Den Jungen hatte Gray waagrecht in die Schlingen gelegt, das Gesicht nach unten. Unter seinen Kopf stellte Gray einen Schemel, auf dem sich ein Häufchen Papier- und Stanniolschnitzel befand.

Sobald eine stark geriebene Glasröhre nur in die Nähe der Fußsohlen des Jungen gehalten wurde, flogen diesem die Papier- und Stanniolschnitzel ins Gesicht.

Mit dieser für die damalige Zeit sensationellen Demonstration unterhielten Gray und seine Nachfolger zahlreiche Salons. Sie machten hierbei die Elektrizität nicht nur populär und »gesellschaftsfähig«, sondern weckten bei dem einen oder anderen auch das ernsthafte Interesse, sich mit diesem Gebiet der Wissenschaft fortan zu beschäftigen. Nur einige frömmelnde Herren behaupteten, die Elektrizität »verändere« den Menschen und »seine ihm von Gott gegebene Seele«.

Bei einem seiner Experimente entdeckte Gray unter den Zuschauern einen seiner ärgsten Widersacher, der sich, um unerkant zu bleiben, zu verkleiden bemüht hatte. »Das mit der Seelenveränderung scheint zu stimmen«, sagte Gray schmunzelnd, »schlimmer noch, sie bewirkt einen Wandel der äußeren Erscheinung.«

DAS WÄRE AUCH SCHON WAS!

Am 21. Dezember 1801 hielt Alessandro Volta vor den Mitgliedern der Französischen Akademie einen Experimentalvortrag, dem auch Napoleon Bonaparte beiwohnte.

Volta ärgerte sich darüber, daß es im überfüllten Auditorium nur wenige gab, die seinen Worten Aufmerksamkeit schenkten. Sensationslüstern brachen die meisten in Begeisterung aus, »wenn möglichst viele Funken knisterten und flogen«, berichtete der Volta assistierende Belli. Als Volta die Metallringe zu einer Säule aufschichtete, war er entschlossen, sich an seinen Nur-Zuschauern zu rächen. Nach seiner Aufforderung umringten ihn die Neugierigsten, um die Pole der Säule zu berühren. »Die das taten, führten fürwahr einen Teufelstanz auf. Und Volta blieb nicht untätig, die Männer auch an den Augenlidern mit den Drähten zu berühren, daß ihnen glühende Ringe erschienen. Jenen aber, welche die Pole mit der Zunge berührt hatten, denen kam ein säureartiger Geschmack auf. Ein wahrer Hexentanz spielte sich in dem Vortragssaale ab«, berichtete Belli.

Napoleon erhob sich. Die Menge verstummte. Er ging zu Volta und drückte ihm die Hand. »Ein großer Augenblick auch für uns, einem Genie gegenüberzustehen. Vielleicht werden wir einmal mit Elektrizitätskanonen in die Schlacht

ziehen.« Volta wehrte ab: »Wir denken daran, daß die elektrische Kraft wie die des Wassers dereinst Maschinen antreibt und sich der elektrische Funke zu einer immer leuchtenden Sonne entzündet.«

Napoleon lächelte: »Ein kühner Gedanke – hm – immerhin, das wäre auch schon was.«

DAS ERSTE FERNGESPRÄCH

Das erste Telefongespräch wurde 1861 geführt. Philipp Reis war es endlich gelungen, seinen Apparat in Funktion zu setzen. Hoherfreut nahm er die Verbindung zu seinem Freund am anderen Ende des Drahtes auf. Was sollte er sagen? Sollte die Gewähr für eine technisch einwandfreie Übermittlung gegeben sein, mußten seine Worte, falls sie undeutlich oder nur bruchstückhaft ankamen, nicht erratbar sein. Erregt sprach er die »tiefsinnigen« Worte aus: »Pferde fressen keinen Gurkensalat.« »Das weiß ich längst, du Idiot!« rief der Gesprächspartner.

SCHNELLER ALS MICHELMANN

Carl Friedrich Gauß und Wilhelm Weber richteten im Jahre 1833 in Göttingen eine telegrafische Verbindung zwischen ihren Instituten ein. Webers Labordiener Michelmann mußte in jenen Tagen nur allzuoft zwischen dem Laborhäuschen und der nahe gelegenen Sternwarte auf dem Hainberg hin- und herlaufen, bevor der erste Versuch gestartet werden konnte. Michelmann war trotz seines fortgeschrittenen Alters noch gut auf den Beinen, ein unermüdlicher Helfer und wohl aufgeregter, als Gauß und Weber bei dem Versuch selbst waren. Der entscheidende Augenblick kam, und Weber sandte den ersten Telegrammtext. Kein Goethewort, kein Bibelzitat, nichts von alledem. Das historische Dokument lautete: »Michelmann kommt.« Gauß telegrafierte zurück: »Angekommen.« Daraufhin Webers Antwort: »So rasch auch Michelmann nicht!«

DIE RINGFÖRMIGE SCHLANGE

August Kekulé von Stradonitz versuchte lange Zeit vergebens, die Struktur einer großen Gruppe organischer Verbindungen

zu erklären. Die üblichen linearen Schemata versagten. Abend für Abend saß er am Kamin. Die Untersuchungen mußten zu Ende gebracht, Ergebnisse formuliert werden. Die Arbeit kam nicht recht voran.

Ermüdet, ja erschöpft schlief Kekulé eines Abends zu später Stunde, am Kamin sitzend, ein. Ein Traum versetzte ihn auf einen Ball. Tanzende Paare wirbelten um ihn herum. Aus den Paaren wurden Atome, ganze Gruppen von Atomen, ein schemenhaft wirbelndes Etwas. Formeln tanzten vor ihm auf und ab, hin und her, Ketten bildend, Reihen, lange, lange Schlangen. Doch was war das? Eine der Schlangen hörte zu schlängeln auf. Sie begann sich zu drehen, schneller, immer schneller ... sie biß sich in den Schwanz! Kekulé riß es wie vom Blitz getroffen aus dem Schlaf. Die ringförmige Schlange! ... Wenn das Benzol auch keine kettenförmige Struktur hatte – könnte es nicht ringförmig sein? Den Rest der Nacht verbrachte Kekulé damit, dieser Idee Gestalt zu geben. Er hatte eine Entdeckung gemacht.

ERFINDUNG IM RESTAURANT

Lange schon hatte sich Pawel Nikolajewitsch Jablotschkow mit Versuchen geplagt, Elektroden zur Erzeugung eines dauerhaften Lichtbogens so anzuordnen, daß sie nicht weschmolzen, wenn Strom hindurchfloß. Bislang hatte man die Elektroden schräg angeordnet und mit einer aufwendigen Verstellvorrichtung gearbeitet. Volta und nach ihm viele andere hatten es nicht anders gekannt. Aber eine dauerhafte Beleuchtung kam nicht zustande, da die Elektroden immer wieder nachgeschoben werden mußten.

Jablotschkow saß eines Tages in einem Restaurant und wartete auf das Essen. Messer und Gabel lagen vor ihm. Er schob sie hin und her, bis sie auf einmal in geringem Abstand parallel zueinander lagen. Da sah er plötzlich seine Elektroden vor sich. War das nicht die Lösung? – Kohlestäbe parallel zueinander ...

Schon bald darauf war er wieder im Labor. Nach einigen Versuchen hatte er Erfolg. Zwischen den nebeneinanderstehenden Kohlestäben brachte er als isolierenden Stoff Kaolin an, das zunächst der Erwärmung standhielt, dann aber unter der Hitze des Lichtbogens an der Spitze der Stäbe verdampfte. Die Stäbe brauchten nun nicht mehr nachgeschoben

zu werden, sondern verbrauchten sich, allmählich kleiner werdend. Auf diese Weise war die »Jablotschkowsche Kerze« entstanden. Im damaligen Rußland fand ihr Erfinder für sie jedoch kein Interesse. Nur mit großer Mühe vermochte er die Behörden davon zu überzeugen, daß dem Zaren nichts passieren könne, wenn man zwei dieser Leuchten an der Lokomotive befestigte, die für den Sonderzug des Herrschers bestimmt war.

Den Namen »Russisches Licht« erhielt Jablotschkows Erfindung in Paris, wo er auch am 23. März 1876 für diese Lichtbogenlampe ein Patent erlangte.

Von der neugegründeten »Société General d'Electricité« wurden nun die Jablotschkowschen Kerzen produziert, die damals beachtliche 60 Pfennig kosteten und mit ihrer Länge von etwa 30 cm etwas mehr als zwei Stunden brannten. Von 1877 bis 1881 verkaufte die Pariser Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft immerhin fünf Millionen dieser Lichtspender in ganz Europa. Sie fanden vor allem auf repräsentativen Plätzen, vor Schlössern und Grandhotels, auf großen Bahnhöfen und in hauptstädtischen Alleen Verwendung und waren eine Attraktion.

GUTER RAT

Der Bakteriologe Emil von Behring begrüßte im Jahre 1902 einen neuen Assistenten mit den Worten:

»Wollen Sie etwas leisten, dann vergessen Sie alles, was Sie gelernt haben – es ist so gut wie alles Unsinn. Behalten Sie auch nicht zu viel Fachliteratur, auch die ist zum allergrößten Teil Unsinn. Wenn Sie jedoch schneller vorwärtskommen wollen, dann machen Sie den Unsinn mit – aber nicht bei mir.«

WIE DAS NEONLICHT SEINEN NAMEN BEKAM

Zum Cavendish-Laboratorium in Cambridge, das unter Leitung von Ernest Rutherford stand, gehörte auch das Institut von Sir William Ramsay, der bekanntlich alle Edelgase entdeckt hat. Sie erhielten ausnahmslos griechische Namen. Das Argon, das »Untätige«, war zuerst entdeckt worden, dann kam das Krypton, das »Verborgene«. Es folgten das Xenon, das »Fremde«; und schließlich war wieder ein Edelgas in

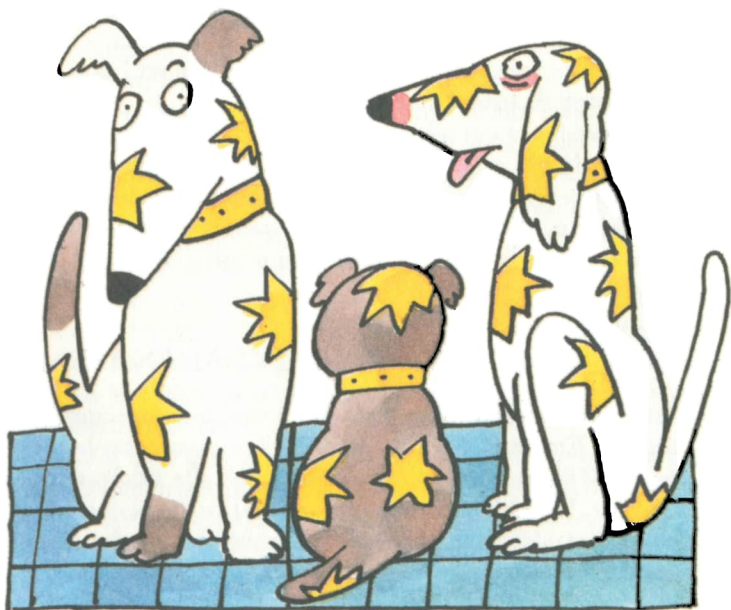
einer Ampulle eingeschmolzen. Bei Anregung verbreitete es ein besonders schönes leuchtendes rotes Licht. Ramsay und seine Mitarbeiter waren stolz auf ihren Erfolg, aber es wollte ihnen kein passender Name für das neue Edelgas einfallen.

Da erschien der etwa zehnjährige Sohn des Professors, um seinen Vater zum Essen abzuholen. »Was ist da Neues?« fragte dieser interessiert, als er die leuchtende Ampulle erblickte.

Das war das Stichwort, und die Beteiligten waren sich einig, dieses Edelgas Neon, das Neue, zu nennen.

EIN WOLF ALS HUNDEFREUND

Als die ersten Planetoiden entdeckt worden waren, gab man ihnen die Namen von Gestalten aus der griechischen und römischen Mythologie. Ceres, Pallas, Juno, Vesta, Hebe, Icarus und Hermes sind Beispiele dafür. Doch schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war dieses antike Namensarsenal nahezu ausgeschöpft. Kein Wunder bei der wachsenden Anzahl von neuentdeckten planetenartigen Kleinkörpern des Sonnensystems! Immerhin schätzt man die



Gesamtzahl der Planetoiden auf 50000 bis 100000. So gab man ihnen auch Namen, die eine Tugend symbolisieren, zum Beispiel Amicitia. Andere wurden nach Frauen, Pflanzen, Städten, Musikern, Mathematikern oder Astronomen benannt. Sie heißen Elisabetha, Geranium, Moskva, Beethoven, Euler oder Ahnert. Als Max Wolf dereinst vor der Frage stand, drei von ihm gefundene Planetoiden zu benennen, muß ihm der Schalk im Nacken gesessen haben. Er schlug Seppina, Petrina und Mocia vor, die Namen der Hunde der Familie Wolf.

EINLEUCHTENDE ERKLÄRUNG

Als Ernest Rutherford in einer Vorlesung ein Experiment vorführte, fiel seine inzwischen weithin bekanntgewordene Bemerkung: »Sie sehen jetzt, meine Herren, daß Sie nichts sehen. Warum Sie nichts sehen, werden Sie gleich sehen.«

LAUFBAHN MIT BRIEFEN

Ein Journalist fragte Otto Hahn: »Wie begann eigentlich Ihre Laufbahn, Herr Professor?«

Hahn antwortete: »Ich begann, wenn ich es mir so recht überdenke, als Briefträger. Erst schickte mich Zincke von Marburg aus mit einem Brief an Sir William Ramsay nach London. Dort arbeitete ich ein wenig und lernte ein bißchen Englisch. Nach einiger Zeit bekam ich von Sir William einen Brief an Emil Fischer in Berlin. Diesen Brief behielt ich einige Zeit in der Tasche. Das war kein Eilbrief, das war mehr so ein Einschreiber. Mit einem anderen Brief fuhr ich in der Zwischenzeit zu Ernest Rutherford nach Montreal. Dort blieb ich ein wenig. Dann wurde es allerdings Zeit, endlich den ›Einschreiber‹ zu Professor Fischer nach Berlin zu bringen.« »Ja und dann?«

»Ach so – dann ... ja, dann begann ich selbst junge Leute mit Briefen auf ihre Laufbahn zu schicken.«

DER HUND HAT RECHT

Als der belgische Pharmakologe und Physiologe Corneille Heymans seinem Lehrer Carl Wiggers den Erfolg eines Experiments vortrug, sagte dieser: »Heymans, glauben Sie

wirklich, was Sie da erzählen? Ich nehme an, Sie wissen, daß dies in krassem Widerspruch zu allen klassischen Ansichten steht. Aber wir wollen nicht diskutieren, morgen werden wir einen Hund heranschaffen, und Sie werden uns das vorführen.«

Am nächsten Morgen gelang das Experiment vor den Augen Carl Wiggers', der alles sehr aufmerksam verfolgte. Danach ging Wiggers zu Heymans und sagte: »Alle Wetter, Heymans, der Hund hat recht, die Lehrbücher sind falsch.«

ACHT VON ZWÖLF

Eine Delegation der Preußischen Akademie war nach Zürich gereist, um Albert Einstein zu bewegen, nach Berlin zu übersiedeln. Der Delegation gehörten Max Planck und Hermann Walther Nernst an. Planck sagte feierlich und bewegt: »Das Land, in dem Sie geboren sind und das Ihnen die Muttersprache gegeben hat, erwartet Sie ...«

»Ja, schon recht, ich liebe mein Deutschland sogar sehr, ich liebe seine Sprache, sein Volk. Aber ich liebe nicht den Krieg, ich liebe den Frieden. Ich bin Pazifist! Wird nicht ein weiterer Pazifist, ein gewisser Einstein, Deutschland lästig werden?«

Planck erwiderte: »Wir denken an den Physiker Einstein, an den Begründer der Relativitätstheorie ...«

»Aber wie mir kürzlich Langevin mitgeteilt hat, wissen nur zwölf Leute auf der ganzen Welt die Relativitätstheorie zu deuten«, sagte Einstein lachend.

»Schon recht«, erwiderte Nernst, »das ist nur ein Grund mehr, lieber Herr Einstein, zu uns zu kommen, denn acht von den zwölf befinden sich in Berlin.«

LANDUNG IN EINER »NEUEN WELT«?

Nach der Entdeckung der Kernspaltung und der Möglichkeit, atomare Kettenreaktionen zu erzeugen, befürchteten Physiker wie Leo Szilard, Eugen P. Wigner, Enrico Fermi und schließlich auch Albert Einstein, im faschistischen Deutschland könnte eine »Spaltungsbombe« gebaut werden. Sie drängten die Verantwortlichen in den USA, ein entsprechendes Forschungsprogramm in die Wege zu leiten und die dafür nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen. Mit der Errichtung des ersten Spaltungsreaktors wurde eine Arbeitsgruppe unter

Leitung Enrico Fermis beauftragt. Geheimhaltung war oberstes Gebot. Einen für den riskanten ersten Versuch geeigneten Laboratoriumskomplex fand man im Fußballstadion der Chicagoer Universität. Dort, in einer Squash-Halle, gelang am 2. Dezember 1942 die erste kontrollierte Spaltungskettenreaktion. Um sicherzugehen – einige befürchteten die Zerstörung Chicagos –, standen Mitarbeiter mit Eimern voller Kadmiumlösung um den Reaktor herum, um notfalls zu »löschen«, die Kettenreaktion zu »bremsen«. Doch der Reaktor blieb unter Kontrolle, die Reaktion war geringer, als die Vorausberechnungen ergeben hatten. Die Freude über das gelungene Experiment war groß.

Die telefonische Mitteilung über dieses historische Ereignis an den Präsidenten der Harvard-Universität in Cambridge/Massachusetts klang, den Geheimhaltungsvorschriften entsprechend, sehr »exotisch«: »Der italienische Seefahrer ist gerade in der neuen Welt gelandet. Die Erde war kleiner als ursprünglich geschätzt, und er landete einige Tage früher als erwartet. Die Eingeborenen waren freundlich. Alle landeten sicher und zufrieden.«

DAS TEUFELSDUTZEND

Wladimir Schatalow sollte am 13. Januar 1969 als 13. Kosmonaut um 13 Uhr Ortszeit in Baikonur mit Sojus 4 starten. Das »Teufelsdutzend«, die 13, gleich dreimal! Ob ihm das nichts ausmache, wurde Schatalow scherzhaft gefragt. Er winkte lächelnd ab. »Treibt nur euren Ulk!« Er blieb ruhig und gelassen.

Kalt war es draußen. Minus 35 Grad. Der scharfe Wind trieb winzige Eiskörner vor sich her. Einigen hatte der Witterungsumschlag schon zugesetzt. Schatalow fürchtete, nach sechs Jahren Ausbildung, so kurz vor dem ersehnten Ziel, vielleicht wegen einer kleinen Erkältung seinen ersten Raumflug aufschieben zu müssen. Er mied allen nicht erforderlichen Kontakt mit den Kollegen. Sobald er einen Luftzug verspürte, rief er: »Tür zu! Fenster zu!« Erleichtert war er erst, als er endlich im Raumfahrzeug saß und vom ersten Kommando an sich alles so wie im Training abspielte. Nun war es soweit. Die ihn wegen der 13 gehänselt hatten, würden sich mit ihm über den gelungenen Start freuen.

Das Wetter war noch schlechter geworden. Konnte das

nicht doch den Start verzögern? Ach was! – Der Countdown lief. Da vernahm er das für ihn bestimmte Codewort: »Amur! Hören sie mich? Bitte melden!« Und dann: »Hör zu! Und bitte ganz ruhig. Der Start ist verlegt – auf morgen. Reg dich nicht auf. Es ist alles in Ordnung. Das Wetter ist zu mies. Du fliegst morgen.«

Schatalow gelangte, nachdem ihm die Ingenieure wieder aus der Kabine herausgeholfen hatten, mit dem Lift auf die Rampe, wo ihn Kollegen und Trainer lachend empfingen. Mit der »13« mußte es also doch seine Bewandnis haben. Er stieg aus dem Fahrstuhl, blickte ernst in die Runde und meldete: »Landesrekord! An dem Punkt heruntergekommen, an dem ich abfliegen sollte.«



WIDER DEN UNVERSTAND!

Jeder Mensch kann irren,
der Dumme verharnt im Irrtum.

Marcus Tullius Cicero

Abfuhr	31
Treffender Vergleich	31
Kein göttliches Zeichen	31
Zweckdenken	32
Unheilbar!	32
Wenn schon, denn schon!	33
Zusammenhänge	33
Hinterbliebenenfürsorge	34
Abstammungsproblem	35
Eine Chance?	35



ABFUHR

Aristoteles war das Gespräch eine Gelegenheit, die eigenen Gedanken an denen anderer zu messen. Einmal war er an einen jüngeren Mann geraten, der pausenlos auf ihn einredete. Der Gelehrte sah still vor sich hin. Der Schwätzer merkte endlich, daß er sein Gegenüber auf eine Geduldprobe stellte. »Was ich gesagt habe, hat dich wohl sehr gelangweilt?« fragte er. Aristoteles schüttelte den Kopf: »Wieso? Du hast doch nichts gesagt.«

Ein andermal hatte er einen Gesprächspartner, der an längst geklärten Fragen herumdeutelte und Erkenntnisse, die sich als nützlich erwiesen hatten, mit Scheinargumenten angriff. »Du suchst das Tageslicht mit der Laterne«, sagte Aristoteles.

TREFFENDER VERGLEICH

Der Philosoph Demonax aus Kypros traf eines Tages zwei Kollegen, die sich in ungebildeter Weise über ein Thema stritten. Während einer Fragen stellte, die nicht am Platze waren, gab der andere Antworten, die nicht zur Sache gehörten. Demonax hörte ihnen eine Weile geduldig zu. Dann sagte er: »Freunde, kommt es euch nicht so vor, als wenn der eine einen Bock melkt und der andere ihm dabei ein Sieb darunterhält?«

KEIN GÖTTLICHES ZEICHEN

Nicolaus Copernicus studierte an der Universität Bologna. Geraume Zeit wohnte er bei einem Goldschmied. Am Neujahrstag des Jahres 1500 stürzte dessen einfältige Frau mit vor Schrecken weit aufgerissenen Augen in das Zimmer des Copernicus: »Signore, Signore! Welch ein Unglück! – Welch entsetzliches Unglück! Was für ein schlimmes Zeichen!« Und die Frau begann zu schluchzen. »Was ist geschehen, Signora?« fragte Copernicus erschrocken. »Denken Sie nur, in der letzten Nacht haben die Mäuse das Hochzeitswams meines Gatten zerfressen.« Copernicus atmete erleichtert auf. Er hatte weit Schlimmeres befürchtet. »Das ist kein göttliches Zeichen, Signora, durchaus nicht. Das wäre es zum Beispiel nur dann, wenn das Wams die Mäuse gefressen hätte.«

ZWECKDENKEN

Isaac Newtons Erkenntnisse über das Sonnensystem wurden von eifrigen Theologen seiner Zeit nach allen Regeln der damaligen Gelehrsamkeit in »Gottesbeweise« umgedeutet. Gott habe Masse, Geschwindigkeit und Abstände der Planeten so festgelegt, wie es für das Überleben des Menschen auf der Erde erforderlich sei, und er habe die Erdrotation gemacht, damit der Mensch auch Tag und Nacht kenne.

Derartige Logik führte im beginnenden 18. Jahrhundert zu den eigenwilligsten Konstruktionen. Im Jahre 1713 erschien eine »Physico-Theologie«, in der Wind, Wolken und Regen zu »Beweisen für das Wirken Gottes« herhalten mußten. Dann gab es sogar eine »gelehrte Schrift« über die »Theologie der Steine« und auch eine über die »Theologie der Insekten«.

Voltaire fand die passende Antwort auf die in diesen »Werken« praktizierte Methode: »Nasen haben wir nämlich, um Brillen zu tragen, und daher haben wir Brillen. Beine sind offensichtlich dazu geschaffen, um in Hosen gesteckt zu werden, und wir haben daher Hosen.«

UNHEILBAR!

Ernst Ludwig Heim war auch wegen seiner Ironie, seiner unschlagbaren Schlagfertigkeit ein »Berliner Original« mit Langzeitwirkung. Er besaß nicht nur große Menschenkenntnis, sondern auch ein tiefes Gefühl für Menschlichkeit. Unvergessen ist seine Herzengüte gegenüber denen, die der Hilfe bedurften. Bekannt ist, daß er der Schloßapotheke jährlich an die tausend Rezepte selbst bezahlte, die er armen Patienten ausgeschrieben hatte. Sehr grob werden konnte er Leuten gegenüber, die glaubten, ihr Reichtum und ihre soziale Stellung berechtigten sie, andere zu demütigen. Aber auch an Ironie und Spott ließ es der Herr Geheimrat nicht fehlen, wenn es die Situation erforderte.

Eines Tages wurde er von einer Dame, die er mit »Wo fehlt's denn, liebe Frau?« angesprochen hatte, darauf aufmerksam gemacht, daß man sie stets mit »Gnädige Frau« anrede. Darauf Heim: »Von dieser Krankheit kann ich Sie nicht heilen!«

WENN SCHON, DENN SCHON!

Eine Dame aus »gutbürgerlichem« Haus beklagte sich bei Heim darüber, daß sie an starken Kopfschmerzen leide. Er untersuchte sie lange, fand aber offensichtlich nichts Ernstes. Doch die Dame ließ sich ihre »Krankheit« nicht ausreden. Sie habe ja schon alles versucht, was man ihr geraten habe, aber nichts helfe. Was er denn, der Herr Geheimrat, von Hausmitteln halte. Eine Bäuerin habe ihr ein wunderbares Mittel gegen Kopfschmerz verraten. »Ich soll gekochtes Sauerkraut auf den Kopf legen, zwei Stunden lang«, sagte die Dame. Heim nickte: »Ausgezeichnet. Aber vergessen Sie die Bratwurst nicht!«

ZUSAMMENHÄNGE

Thomas Henry Huxley wurde zu einem der glühendsten Verfechter der Darwinschen Entwicklungslehre. Des öfteren jedoch mußte er sich gegen unsinnige Behauptungen zur Wehr setzen oder auch triviale Fragen beantworten. Er blieb dabei stets ruhig und gelassen. Nach einem seiner Vorträge



war er an eine Widersacherin geraten, die offensichtlich von der Sache nichts verstand, aber ihn auf die Probe stellen wollte.

Da er für alles im Leben eine Erklärung parat habe, möge er doch sagen, warum die Engländer ein so kräftiger Menschenschlag seien. »Das ist doch ganz klar«, sagte er mit tiefernstem Gesicht. »Daran haben die vielen alten Jungfern, die es hierzulande gibt, den entscheidenden Anteil.«

Ob er sich über sie lustig machen wolle, fragte die Dame gekränkt. »Aber wie können Sie mir so etwas zutrauen?« erwiderte Huxley. »Der Zusammenhang ist doch eindeutig. Ein Engländer gewinnt seine Kraft aus dem Fleisch, das er reichlich zu sich nimmt. Es stammt von unserem vortrefflichen Rindvieh, dieses gedeiht am besten durch den roten Klee, den es zu fressen bekommt. Der rote Klee bedarf zur Samenbereitung des Besuchs der Hummeln. Leider wird den Hummeln von den Feldmäusen nach dem Leben getrachtet. Wer aber vertilgt die Mäuse? Die Katzen. Und wer züchtet die Katzen am besten, so daß sie sich zu Tausenden fortpflanzen? Die alten Jungfern. Auf diese Weise verdankt England seinen gesunden, kräftigen Menschenschlag in der Tat den alten Jungfern.«

HINTERBLIEBENENFÜRSORGE

Kometenfurcht kam in vergangenen Zeiten oft beim Anblick der geschweiften Sterne auf. Im 18. Jahrhundert ließ der Mathematiker und Physiker Johann Heinrich Lambert in seinen »Cosmologischen Briefen« einen der Briefpartner fragen: »Wie würde es uns ergehen, wenn ein großer Comet der Erde so nahe käme, daß das Meer die Erdoberfläche überschwemmte oder gar die Erde mit sich fortrisse?«

Im Jahre 1858 bot der Komet Donati ein faszinierendes Schauspiel, das viele, von Angst erfüllt, zur Berliner Königlichen Sternwarte am Enckeplatz trieb, wo sie Informationen über Termin und Ausmaß der »nahenden Katastrophe« zu erlangen erhofften. Viel Arbeit also für Wilhelm Försters Mitarbeiter. Damit sie für die Überstunden wenigstens etwas bekommen konnten, ließ der Professor Eintrittsgeld erheben. »Wozu bezahlen? Wozu noch Geld?« wurde er gefragt. »Für die trauernden Hinterbliebenen«, antwortete Förster.

ABSTAMMUNGSPROBLEM

Der Jenaer Naturforscher und Philosoph Ernst Haeckel hatte viele Widersacher: ernst zu nehmende Gegner, aber auch konservative Schwätzer, die Darwins Lehre überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen wollten. Doch auch die passionierten Spötter, denen es nur um den Spott ging, ärgerten Haeckel sehr. Einer, den Haeckel bereits zur Genüge kannte, fragte ihn in Gegenwart anderer provozierend: »Sagen Sie, Herr Professor, auf die Abstammungslehre zurückkommend, stamme ich demnach auch vom Affen ab?« Haeckel verzog keine Miene: »Da bin ich nicht sicher, mein Herr. Ganz gewiß aber Ihre Sprößlinge.«

EINE CHANCE?

Der englische Mathematiker und Philosoph Bertrand Russell wurde einmal gefragt, wie er die Zukunftsaussichten der Menschheit beurteile. »Selbstverständlich hat die Menschheit eine Chance«, erklärte Russell, »aber man weiß noch nicht so recht, welche. Manchmal kommt sie mir wie eine Schar dummer Jungs vor, die inmitten von Benzinfässern mit Streichhölzern spielen.«



SELBSTBEWUSST

Persönlichkeiten werden nicht
durch schöne Reden geformt,
sondern durch Arbeit und eigene Leistung.

Albert Einstein

Diogenes' Wunsch	39
Wie ein Weiser auf Spott reagiert	39
Wichtigeres	39
Der unbeugsame Platon	40
Himmelsmechanik	40
Brillenhersteller	40
Der Name genügt	41
»Ligget se!«	41
Nichts als Arbeit!	42
Einfacher	43
Voll auf Angriff	43
Fester Boden	43
Da steht es!	45



DIOGENES' WUNSCH

Von Diogenes, dem populären griechischen Denker, wird berichtet, daß ihn kein geringerer als Alexander der Große vor dem Tode bewahrt habe.

Der berühmte Weise lag in seinem Faß und las, während um ihn herum ein blutiger Streit entbrannt war. Die stoische Gelassenheit des Alten in der Tonne brachte einen Krieger Alexanders so in Rage, daß er ihn töten wollte. Er hob bereits seinen Speer, um dem lesenden Diogenes den Garau zu machen. Nur dem Umstand, daß Alexander dem Manne entschlossen in den Arm fiel, verdankte Diogenes sein Leben.

Alexander der Große bot dem Weisen, den nicht einmal der Anblick des Herrschers von seiner Lektüre abbrachte, eine weitere Gunstbezeugung an. Ob er sich etwas wünsche?!

»Oh ja, großer Alexander, tu mir einen Gefallen. Geh mir aus der Sonne!« sagte Diogenes.

WIE EIN WEISER AUF SPOTT REAGIERT

Der Philosoph Diogenes wurde von vielen seiner Mitmenschen verlacht. Sie spotteten und witzelten über ihn. Eines Tages wandte sich einer seiner Freunde an den Alten: »Das hast du nun von deinen Schrullen, daß dich die Leute auslachen!« »Ach, laß sie nur«, meinte der Weise, »mich trifft es nicht. Es ist ihr Unverstand, der sie lachen macht. Nur der wird ausgelacht, der darauf reagiert.«

WICHTIGERES

Platon hatte es sich auf der Rückreise von Syrakus nicht nehmen lassen, an den Olympischen Spielen teilzunehmen. In einer Herberge war er in angenehme Gesellschaft geraten. Kaufleute und Händler wohnten hier. So anregend die Gespräche auch waren, Platon blieb unerkannt, auch als er mit ihnen nach Athen weiterreiste. Dort angekommen, lud er sie ein, seine Gäste zu sein. Gern folgten ihm die Fremden in sein Haus. In geselliger Runde verbrachten sie einige Stunden. Viel Lob wurde dem Gastgeber zuteil. Nur in einem habe er ihre Erwartungen nicht erfüllt, meinte einer der Ankömmlinge scherzend. Er habe ihnen Platon, den berühmten Schüler des Sokrates, vorenthalten. In Athen gewesen zu sein, ohne

Platon zumindest gesehen zu haben – das würde ihnen zu Hause niemand verzeihen. Der Gastgeber lächelte. »Ihr könnt beruhigt von dannen ziehen.«

Erstaunen ringsum – dann Vorwürfe, daß er die ganze lange Zeit kein Wort über sich selbst habe fallenlassen. »Verzeiht«, sagte Platon, »ich hatte an Wichtigeres zu denken.«

DER UNBEUGSAME PLATON

Dionysios von Syrakus hatte es sich in den Kopf gesetzt, mit Platon, dem berühmten Gelehrten, des öfteren zu plaudern. Platon behagte das wenig; denn zweimal war er schon Gast des Herrschers gewesen, und jedesmal hatte es Streit zwischen ihnen gegeben.

Dennoch kam es zu einer dritten Begegnung. Viel schlimmer als je zuvor gerieten die beiden miteinander in Wortgefechte, in denen der Tyrann auch Schmähungen gegen den Gelehrten ausstieß.

Platon war froh, als endlich das Schiff eintraf, das ihn in die Heimat zurückbringen sollte.

Als sich der Weise mit mürrischem Gesicht verabschiedete, sagte der Tyrann: »Nun, da wirst du deinen Freunden und Schülern viel Nachteiliges über mich erzählen.«

Platon schüttelte den Kopf: »Ich glaube nicht, daß in unserer Akademie ein so großer Mangel an Gesprächsstoff herrscht, daß wir uns mit dir beschäftigen müßten.«

HIMMELSMCHANIK

Der französische Mathematiker und Astronom Pierre Simon de Laplace hatte seine »Himmelsmechanik« veröffentlicht. Napoleon ließ es sich nicht nehmen, den Gelehrten zu beglückwünschen: »Ein großartiges Werk, Marquis! Aber warum kommt in einem Buch über den Himmel das Wort Gott überhaupt nicht vor?« »Dieser Hypothese bedurfte ich nicht!« erwiderte Laplace.

BRILLENHERSTELLER

Von einem Scharlatan der Medizin, einem stadtbekanntem Kurpfuscher, wurde Ernst Ludwig Heim in einer Weinstube mit »Herr Kollege« angesprochen. Der berühmte Mediziner

brachte die Sache jedoch rasch ins richtige Lot: »Also hören Sie, Mann. Ich bin nicht Ihr Kollege! Mit demselben Recht könnte ein Tischler auch einen Optiker als Kollegen bezeichnen, nur weil sie beide Brillen herstellen.«

DER NAME GENÜGT

Michael Faraday wurden auf der Höhe seines Ruhms viele Ehren und hohe Ämter angetragen. So sollte er in der Royal Society das Präsidentenamt antreten. Doch er wies das Anerbieten, wie alle anderen, freundlich zurück.

Das englische Königshaus wollte ihn in den Stand eines Peers erheben. Faraday lehnte die hohe Ehrung, die nur wenigen zuteil wurde, in aller Bescheidenheit ab. Seine Angehörigen und Freunde aber konnten nicht begreifen, daß er diese auch für sie günstige Ehrung ausschlug. Ihren Vorhaltungen entgegnete er: »Mein Vater war Hufschmied, du, mein Bruder, bist Klempner. Ich selbst habe in meiner Jugend eine Buchbinderlehre absolviert, nur um Bücher lesen zu können, die ich sonst nie zu Gesicht bekommen hätte. Mein Name ist Michael Faraday, das ist genug.«

»LIGGET SE!«

Carl Friedrich Gauß berichtete, er habe früher rechnen als sprechen gelernt. Auch das Lesen habe er sich schon vor der Schulzeit selbst beigebracht. Das mathematische Talent des Knaben war jedoch erst durch einen Zufall im zweiten Schuljahr an der Braunschweiger Katharinen-Volksschule aufgefallen. Lehrer Büttner hatte die Aufgabe gestellt, die Zahlen von 1 bis 60 zu addieren. Wer sie gelöst hatte, sollte seine Schiefertafel auf den Zeichentisch legen, Tafel auf Tafel. So war ersichtlich, in welcher Reihenfolge die Schüler zu dem richtigen Ergebnis gelangt waren. Doch kaum war die Aufgabe bekannt, erhob sich der neunjährige Gauß von seinem Platz. Er packte die Schiefertafel mit seinen schmalen, feingliedrigen Händchen, eilte nach vorn und schob sie auf die Tischplatte. Erster! Er blickte den Lehrer an und sagte ein wenig verlegen: »Ligget se.« – Da liegt sie! Lehrer Büttner war zunächst verdutzt, blickte dann aber – sichtlich verärgert – auf den Rohrstock. Freilich – ein wenig Mitleid mit dem schwächigen Kerlchen verspürte er schon. Aber diese

Keckheit ging zu weit! Für Scherze dieser Art enthielt die Schulordnung ein ganzes Strafregister.

Es vergingen viele Minuten, bis alle Tafeln nach vorn gebracht und aufgestapelt waren. Lehrer Büttner prüfte eine nach der anderen, gute Leistungen lobte er, schlechte wurden getadelt. Gar manchem auch der älteren Schüler bereitete das Addieren noch Schwierigkeiten. Er mußte viel korrigieren. Schließlich gelangte er zur untersten Tafel. – Nanu?! Hatte der Schlingel die Summe erraten? Hatte er sie vielleicht schon im voraus gewußt?

Auf der Tafel stand nur: 1830. »Wie kommst du auf dieses Ergebnis?« fragte Lehrer Büttner. Er habe, sagte Gauß, sich die Zahlen von 1 bis 30 in einer Zeile, von links nach rechts geschrieben, vorgestellt und darunter dann von rechts nach links die Zahlen von 31 bis 60. Addiere man die untereinanderstehenden, so komme man immer zur gleichen Summe, nämlich 61, und das 30 Mal. Und 30 mal 61 ergebe 1830.

Der Name des Lehrers ging ebenso wie Gauß' Worte »Ligget se« in die Wissenschaftsgeschichte ein. Der Schulmeister tat das einzig Richtige: Er beschaffte dem Neunjährigen aus Hamburg ein Mathematiklehrbuch und sorgte sich um das mathematische Talent des Jungen. Doch schon nach wenigen Wochen mußte er eingestehen, Gauß könne nun von ihm nichts mehr lernen.

NICHTS ALS ARBEIT!

»Fluche nach links und nach rechts und du bleibst gesund«, soll Dmitri Mendelejew gesagt haben. Zeitgenossen berichten, er sei sehr erregbar gewesen. Sein Äußeres habe dem Garibaldi geglichen, »eine Mähne langer, buschiger Haare um die hohe, ausdrucksvolle und fliehende Stirn, ... schwungvolle, rasche, nervöse Gesten ...« »Bescheidenheit ist der Anfang aller Fehler«, habe er des öfteren behauptet. Doch »maßlos« war er eigentlich nur in seinem Arbeitseifer. Galt es ein Problem zu lösen, trieb ihn die Unrast seines schöpferischen Geistes immer wieder an seinen Arbeitsplatz. Am 17. Februar 1869, kurz vor der Abreise ins Gouvernement Twer, wo er die Käsereien zu inspizieren hatte, brachte er in wenigen Stunden »sein« Periodensystem der chemischen Elemente zu Papier – nach mehreren fast verzweifelten Versuchen, endlich zu einem Ergebnis zu gelangen.

Erschöpft hatte er sich auf das Kanapee gelegt, um sich nach den Fehlschlägen ein wenig auszuruhen. Nach einem kurzen, erquickenden Schlaf, in dem ihm im Traum ein harmonisch und logisch geordnetes Kartenspiel erschienen war, gelang ihm der »große Wurf«.

Mendelejew lehnte es stets ab, als Genie bezeichnet zu werden. »Ach was, Genie«, sagte er, »nichts als Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit das ganze Leben lang.«

EINFACHER

Adolf Frank fragte den jungen Philipp Broemser bei dessen Eintritt als Assistent in sein Chemieinstitut: »Junger Mann, was können Sie eigentlich?« Broemser antwortete darauf: »Es geht gewiß rascher, Herr Geheimrat, wenn Sie mich fragen, was ich nicht kann.«

VOLL AUF ANGRIFF

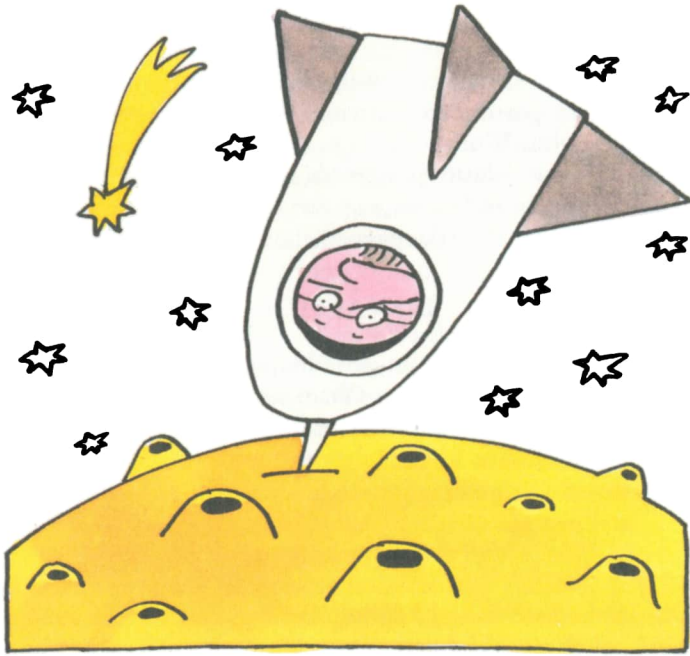
Der Mathematiker und Logiker Karl Schröter war ein außergewöhnlich musisch interessierter Mann, der sich auch intensiv mit altdeutscher Sprachgeschichte beschäftigte. Als fakultative Mitgliedschaft wählte er deshalb die gesellschaftswissenschaftliche Klasse an der Akademie und nicht wie die meisten Kollegen seines Fachs die Klasse für Physik.

Auf einem Philosophenkongreß in Stuttgart hatte Schröter Auffassungen Kants mit bestechender Gedankenschärfe attackiert.

Am Morgen danach kam ein Schweizer Kollege in der Hotelhalle auf Karl Schröter zu und zeigte ihm einen Beitrag in einer Tageszeitung, in dem Professor Schröter als »Linksaußen des DDR-Philosophen-Teams« bezeichnet wurde. Schröter lachte. »Na klar, ein Linksaußen muß immer auf Angriff spielen. Eigentore sind von ihm nicht zu erwarten.«

FESTER BODEN

Sergej P. Koroljow, auch »Vater der Kosmonauten« genannt und als Konstrukteur von Raketen und Raumflugkörpern einer der Pioniere der bemannten Raumfahrt, verstand es, seine Mitarbeiter im schöpferischen Meinungsstreit zu neuen Erkenntnissen zu führen.



Geduldig, hin und wieder etwas notierend, gelegentlich eine Bemerkung in die Diskussion einstreugend, hörte er fast zwei Stunden lang zu, als es darum ging, eine konstruktive Lösung für den ersten Apparat zu finden, der auf dem Mondboden aufsetzen sollte. Ob das überhaupt möglich sei, war damals die Frage. Es gab Hypothesen, die der Oberfläche eine lockere, ja sogar brüchige Beschaffenheit zusprachen, während andere eine feste Kruste vermuteten. Wie also mußte man die aufsetzende Rakete und das Mondfahrzeug auslegen? Welche technischen Lösungen kamen in Frage? Wie groß war das Risiko? Sollte man ins Ungewisse hinein planen? Das widersprach allen Gepflogenheiten. Ein Fehlschlag würde die Arbeit von Monaten, ja Jahren zunichte machen.

»Unser Dilemma ist«, rief schließlich einer der Disputierenden aus, »daß es keine Theorie, nicht einmal eine brauchbare Hypothese gibt.« Urplötzlich waren alle verstummt. Da erhob sich Koroljow. »Das also ist es, was euch fehlt!« sagte er laut. Rasch schritt er zur Tafel, die voller Formeln und Berechnungen war. Er wischte alles aus, nahm

ein Stück Kreide und schrieb über die ganze Fläche hinweg groß und deutlich: »Der Mondboden ist fest. S.P. Koroljow.« Er nahm wieder Platz und sagte: »So, nun diskutiert weiter.«

DA STEHT ES!

Schon in jungen Jahren als Doktorand am Mathematischen Institut der Akademie der Wissenschaften der UdSSR bewies Mstislaw Keldysch, später lange Jahre Präsident der Akademie, ungewöhnliches Konzentrationsvermögen. In wenigen Stunden löste er Aufgaben, für die andere Tage brauchten. Einmal hatte ihn sein Institutsdirektor, Iwan Winogradow, beauftragt, für den Vizepräsidenten der Akademie eine Expertise zu erarbeiten, die für eine Entscheidung dringend gebraucht wurde. Er müsse aber das Problem knapp und klar darstellen, höchstens zehn Seiten dürfe das Ganze umfassen. Schon am nächsten Tag überbrachte Keldysch seinem Chef die Ausarbeitung – anderthalb Seiten. »Was soll ich mit diesem Wisch?« fragte Winogradow erstaunt. »Das ist, was Sie verlangt haben«, erklärte Keldysch. »Und wo haben Sie das Problem dargestellt?« wollte Winogradow wissen. »Da steht es!« Keldysch wies auf eine Stelle im Manuskript – einen einzigen Satz.

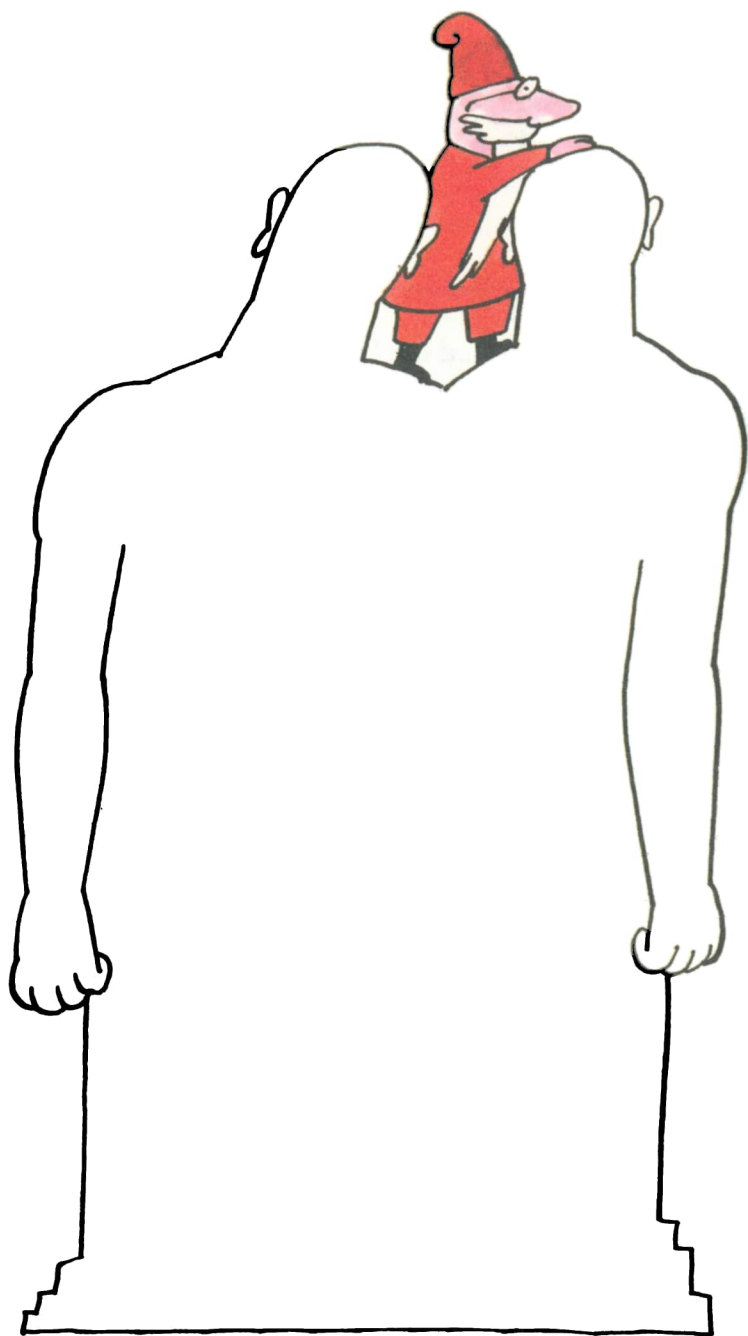


WIE DAS LEBEN SO SPIELT ...

Anekdoten sind die Henkel großer Seelen,
durch welche sie faßlich werden
für den Hausverstand.

Ludwig Börne

Gelassenheit	49
Eines kommt immer zu kurz!	49
Ein besserer Vergleich	49
Kuß und Heiligenschein	50
Leuchtröhren zu Zeiten Johann Sebastian Bachs	51
Die Kunst zu hungern	52
Der Sohn eines Dorfschmieds	52
Der ungeliebte Ohm	53
Ein Tesla zuviel	53
Physiker oder Schriftsteller?	54
Nicht alle Patienten sind Schotten	55
Erste Begegnung	55
Es geht um den Kopf	56



GELASSENHEIT

Sokrates sprach zu einem seiner Freunde, nachdem ihn seine Gattin Xanthippe gescholten und dann mit Wasser übergossen hatte: »Hab' ich's nicht gesagt, daß Xanthippe, wenn sie gedonnert hat, es auch regnen lassen wird?«

EINES KOMMT IMMER ZU KURZ!

Isaac Newton blieb zeit seines Lebens ein einfacher, bescheidener Mann. Er wehrte sich, wenn man ihn mit Lob überhäufte, und verwies darauf, daß er seine Erkenntnisse und Entdeckungen der Vollendung von Arbeiten verdanke, die andere vor ihm begonnen hatten. Er pflegte, rückblickend auf seine Leistungen, zu sagen: »Wenn ich etwas weiter sah als andere, dann nur deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stand.«

Newton wurde von einer Nichte umsorgt, die den Haushalt führte und resolut alle Störungen von ihm fernhielt. Aber sie machte sich auch um ihr eigenes Leben Gedanken. »Warum heiratest du nicht, Onkel Isaac? Du hinderst mich daran, ein Mannsbild zu nehmen!« hielt sie ihm vor. Newton antwortete: »Kein Weib ist besser als du. Du bringst meine Ratio nicht in Unordnung, weil du mich nicht mit Gefühlen traktierst und mit Launen tyrannisierst. Damit erweist du der Wissenschaft und mir einen unschätzbaren Dienst. Andere hinterlassen der Nachwelt Kinder. Ich muß mich damit begnügen, der Menschheit meine Bücher zu hinterlassen!« Und in seinen letzten Lebenstagen soll er auch gesagt haben: »Der Mensch ist unteilbar. Entweder gehört er einer Familie oder der Wissenschaft. Eines kommt immer zu kurz!«

EIN BESSERER VERGLEICH

Der kurfürstlich-sächsische Minister Graf von Manteufel hatte während eines Aufenthalts in Leipzig einige Professoren zur Tafel gebeten, unter ihnen auch den berühmten Altphilologen Johann Mathias Gesner, seit 1730 Rektor der Thomasschule. Das war nicht nur ein Anlaß, Gedanken untereinander auszutauschen, sondern auch strittige Fragen anzusprechen.

Unzufrieden waren die öffentlichen akademischen Lehrer seit langem mit ihren Gehältern. Müßten die Professoren

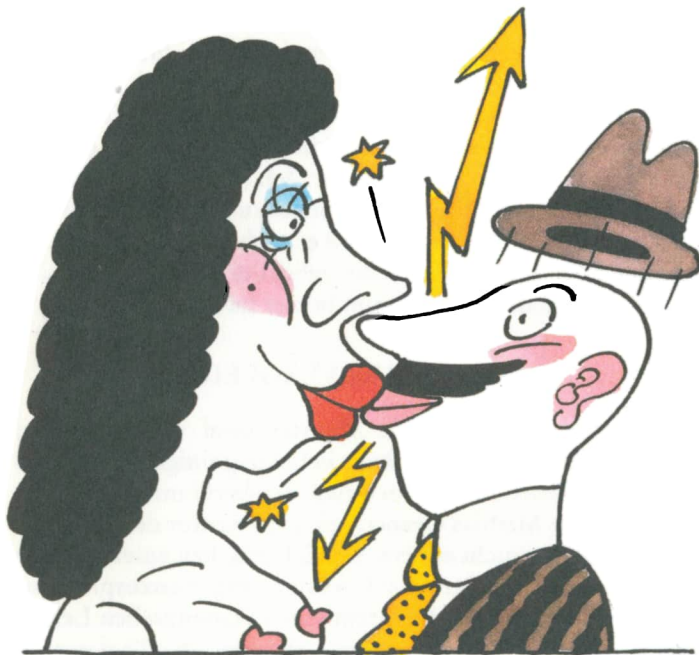
nicht endlich besser bezahlt werden? Der Graf aber meinte, man müsse sie wie Jagdhunde halten, damit sie nicht träge würden. Die anwesenden hochgelehrten Herren schwiegen, teils betroffen, teils aus Respekt.

Nur Gesner hatte es nicht die Sprache verschlagen: »Euer Exzellenz bitte ich um Verzeihung, daß ich widerspreche. Wie Katzen muß man sie füttern, sonst fangen sie keine Mäuse.«

KUSS UND HEILIGENSCHHEIN

Die Universität Leipzig war von Anfang bis nach der Mitte des 18. Jahrhunderts ein Zentrum für Versuche, die der Erforschung der Elektrizität dienten. Drei Professoren aus dieser Zeit haben Anspruch darauf, besonders genannt zu werden: Christian August Hausen, Georg Mathias Bose und der sie noch überragende Johann Heinrich Winkler.

Boses Leben war reich an Ereignissen. Er versuchte sich auch – nicht ohne Erfolg – als Poet und war überdies ein glänzender, ideenreicher Gesellschafter. Zu den phantasievollen



»Auftritten« auf seinen Gesellschaften gehörte der »elektrisierende Kuß«.

Am Eingang seines Salons stand ein hübsches, junges Weib vor einem Vorhang, hinter dem ein Mitarbeiter Boses eine Elektrisiermaschine bediente, die durch einen Draht, unsichtbar für den Eintretenden, mit der Schönen verbunden war. Jeder Besucher wurde von der Dame mit einem Kuß empfangen. Der Effekt muß verblüffend gewesen sein: Die Herren fuhren, vom Schlag getroffen, entsetzt zurück.

Eine weitere kuriose »Nummer« seiner Auftritte war die sogenannte Beatifikation, ein »Heiligenschein«. Auch hier stand Bose mit einem Mitarbeiter in Verbindung, der, unsichtbar für die Besucher, eine Elektrisiermaschine bediente. Nach viel Hokuspokus und einem verabredeten Zeichen leuchtete der gemogelte Heiligenschein in dem verdunkelten Zimmer um das Haupt Boses.

Der Londoner Arzt, Apotheker und Botaniker Sir William Watson versuchte vergeblich, das Experiment zu wiederholen. Ihm gestand Bose später, daß er zweifach gemogelt habe; denn er trug bei dem Beatifikationsauftritt unter seinem Rock auch noch eine Metallweste, die mit Stahlspitzen versehen war.

Als er aber eines Tages von einem Abgesandten des Rates der Stadt Leipzig gefragt wurde, ob er nicht gewillt sei, »sein Spektakel während der Michaelismesse auf dem Markte vor Meßfremden« (gegen ein ansehnliches Salär) vorzutragen, da wurde Bose wütend: »Fürwahr, es hat von seiten des Rates letztlich nie an Versuchen gefehlt, Magister unserer ehrwürdigen Alma mater zu Hanswürsten zu degradieren. Mich verschonen Sie aber bitte mit solcherart Ansinnen!«

LEUCHTRÖHREN ZU ZEITEN JOHANN SEBASTIAN BACHS

Der Leipziger Naturforscher Johann Heinrich Winkler entstammte einer Müllersfamilie und hatte sich seinen Weg in die Wissenschaft, arm an Gütern, mühsam bahnen müssen.

Im Jahre 1731 – Johann Sebastian Bach war seit 1723 Thomaskantor – lehrte Winkler an der Thomasschule das Fach »Weltweisheit«. 1739 kam Winkler als Professor an die Universität. Von 1744 bis 1751 war er deren Rector Magnificus. Auch gekrönte Häupter, Minister und andere hohe

Herren ließen sich des öfteren seine Experimente vorführen.

Bei einem seiner Versuche – der sächsische Herrscher August war anwesend – ließ Winkler Glasröhren zu den Buchstaben A R biegen. Er pumpte sie leer und hängte sie dann an Fäden auf. An ihrer Rückseite strich er in rascher Folge mit einem Draht hin und her, der mit einer Elektrisiermaschine verbunden war. In dem verdunkelten Raum leuchteten vor aller Augen die Buchstaben A R auf, die Initialen des Herrschernamens Augustus Rex. Er selbst beschrieb den Vorgang mit den Worten, man habe »die wallende Fluth beobachtet, womit das elektrische Licht die gläsernen Buchstaben durchdrungen und erfüllet«.

Die Leipziger Bürger, vor allem Kaufleute, fühlten sich damals aber dem Hofe zu Dresden nicht allzu eng verbunden. So fragte ein Leipziger einen Kollegen Winklers, den bekannten Professor Bose, weshalb Winkler gerade die Anfangsbuchstaben A R gewählt habe und nicht die des Genius Bach. »Ach«, sagte Bose lächelnd, »was kann Winkler wohl von dem an Gütern knapp gehaltenen Bach erwarten?«

DIE KUNST ZU HUNGERN

Abraham Gotthelf Kästner lehrte während des Siebenjährigen Krieges in Göttingen. Als einem Manne von Verstand und Witz waren ihm die französischen Generale, die damals in Göttingen in Garnison lagen, besonders gewogen. Eines Tages spitzte sich die Kriegslage zu. Der kommandierende General deutete Kästner an, daß es für ihn wohl das beste sei, Göttingen für einige Zeit zu verlassen. Die Stadt stehe in Gefahr, von den Preußen eingeschlossen und ausgehungert zu werden. Kästner aber erwiderte: »Gibt es wirklich keinen anderen Grund, Herr General, mir diesen Rat zu erteilen, dann bitte ich Sie, sich meiner wegen nicht die geringste Sorge zu machen. – Ich bin in Leipzig Magister legens gewesen. Da lernt man das Hungern von selbst.«

DER SOHN EINES DORFSCHMIEDS

Michael Faraday, dem die heutige Elektrotechnik so viel verdankt, stammte aus einfachen Verhältnissen. Sein Vater war Dorfschmied. Er gab den Jungen zu einem Buchhändler und Buchbinder in die Lehre.

Ein langer und beschwerlicher Weg lag hinter ihm, als sich Faraday im Alter von vierzig Jahren endlich ganz der wissenschaftlichen Arbeit zuwenden konnte.

In seinen letzten Lebensjahren wurde er einmal von einem Bekannten gefragt, warum es so lange gedauert habe, bis er sich im gewünschten Umfang seinen Forschungen widmen konnte. Faraday entgegnete: »Zehn Jahre benötigten die alten Ägypter, um mit Tausenden Sklaven eine Straße zu bauen, auf der sie hernach die Steinkolosse für ihre berühmten Pyramiden transportierten. Warum sollte es mit der Straße schneller gehen, die ich allein habe bauen müssen?«

DER UNGELIEBTE OHM

Georg Simon Ohm blieb zeitlebens unbewehrt und kinderlos. Er war mit seinem großen, runden Kopfe und wegen seiner eigenbrötlerischen Lebensführung alles andere als ein begehrenswerter Mann. Eine sogenannte gute Partie wäre Ohm auch nicht gewesen, denn die sehr bescheidenen Einkünfte, die er als Lehrer bezog, brauchte er zum Großteil für seine Experimente auf. Weil er zudem auch noch ein mürrisches Wesen im Umgang mit seinen Mitmenschen an den Tag legte, brachte man ihm ohnehin nicht viel Sympathie entgegen.

Seine wissenschaftlichen Leistungen wurden in Deutschland einige Zeit ignoriert. Dem später nach ihm benannten Ohmschen Gesetz begegnete man nur mit Mißtrauen. Das verbitterte Ohm noch mehr.

»Was gilt schon das Ansehen eines Mannes im eigenen Lande, wenn er, unvernünftig und deshalb ungeliebt, still Ergebnisse vorweist. Man wird ihn ignorieren, solange herausgeputzte schwachköpfige Schwätzer das große Wort an unseren Akademien führen«, sagte er.

EIN TESLA ZUVIEL

Der aus Kroatien stammende Physiker Nikola Tesla brachte es auf mehr als vierzig bemerkenswerte Patente. Er gehört zu den Pionieren der Energetik. Die Maßeinheit der magnetischen Induktion wurde nach ihm benannt.

Als Ingenieur des Edison-Konzerns gelangte er auch nach den USA, wo er mit dem berühmten Edison zusammentraf.

Edison sagte einmal von sich: »Ich bin ein professioneller

Erfinder, dessen Versuche und Forschungen auf die praktische Verwertbarkeit und ihre rasche Überführung in die fabrikmäßige Produktion gerichtet sind. Naturgesetze habe ich nicht erforscht, und große Entdeckungen habe ich nicht gemacht wie Newton, Kepler, Faraday und die anderen.«

Edison erkannte den Forscherdrang Teslas, der 18 bis 20 Stunden täglich arbeitete, aber er witterte sehr bald in ihm auch einen Konkurrenten, der seinen persönlichen Ruhm schmälern konnte. Den Versuchen Teslas gingen tiefgründige Überlegungen voraus, Edison stützte sich lieber auf praktische Erfahrungen. Daraus ergaben sich wesentliche Unterschiede in der Arbeitsweise der beiden genialen Männer. Ihre Zusammenarbeit währte auch nicht länger als ein Jahr. Im Frühjahr 1885 trennte sich Tesla von der Edison-Gesellschaft.

Ausschlaggebend für seinen Weggang war ein »schlechter Scherz«, den sich Edison mit ihm erlaubte.

Für erhebliche konstruktive Verbesserungen an Einphasenmotoren stellte Edison eine Belohnung von 5000 Dollar in Aussicht. Mit großem Eifer machte sich Tesla an die Arbeit. Er löste nicht nur das ihm angetragene Problem, sondern wartete auch mit einer Reihe zusätzlicher Verbesserungen auf.

Edison zeigte sich sehr zufrieden von Teslas eindrucksvollen konstruktiven Lösungen. Als ihn Tesla aber an die Prämie erinnerte, lachte Edison: »Sie sind noch zu jung in den Staaten, um unseren Humor zu begreifen. Verstehen Sie keinen Scherz? Seien Sie doch stolz auf das, was Sie der Firma geben durften.«

Diesem »Humor« vermochte Tesla keine Pointe abzugewinnen. Mit den Worten »Ein Tesla bei Edison – da ist ein Tesla zuviel!« verabschiedete er sich.

PHYSIKER ODER SCHRIFTSTELLER?

Eine Vorlesung bei Gustav Hertz in Leipzig. Mitten in einem Satz bricht der Professor ab. Ihn stört es, daß viel zuviel mitgeschrieben und dadurch, nach seiner Meinung, zuwenig mitgedacht und begriffen wird. So sagt er ziemlich barsch: »Meine Herren, wollen Sie nun Schriftsteller werden oder Physiker? Wie mir bekannt ist, sind einige Physiker, siehe Lichtenberg, auch ganz passable Literaten geworden. Aber

selbst bei angestrengtem Nachdenken fällt mir kein Schriftsteller ein, aus dem ein annehmbarer Physiker geworden wäre!«

NICHT ALLE PATIENTEN SIND SCHOTTEN

Der Internist William Parry Murphy hatte einen weiten Weg zurückgelegt, als er in dem Haus eines prominenten Richters eines Bundesstaates der USA anlangte. Die Tochter des alten Mannes war selbst Ärztin und hatte Murphy um eine Konsultation gebeten. Kaum, daß Murphy das Krankenzimmer betreten hatte, wurde er von dem Hausherrn angeschrien: »Machen Sie, daß Sie rauskommen, ich habe nicht nach Ihnen verlangt!«

Murphy ließ sich jedoch von dem Gefühlsausbruch des Mannes nicht beirren. »Wenn ich schon einmal da bin, könnte es ja nichts schaden, daß ich Sie mir einmal anschau.«

Der Kranke, ein gebürtiger Schotte, richtete sich mühsam in Bette auf. »Und was kostet das?«

»Weniger als die Bahnfahrt hierher.«

Die Konsultation verlief erfolgreich, der Mann wurde bald gesund. Aus dieser ersten Begegnung entstand eine Freundschaft.

Später sagte der Richter einmal: »Als Freund bist du mir ein willkommener, wertvoller Mensch. Wärest du ein Verwandter, müßte ich mich allerdings immer über dich ärgern. Deine Honorare sind zu niedrig!«

Worauf Murphy erwiderte: »Nicht alle meine Patienten sind Schotten.«

ERSTE BEGEGNUNG

Der amerikanische Physiker Arthur Holly Compton hatte schon des öfteren mit Fermi korrespondiert, doch noch nie hatte er seinen Kollegen zu Gesicht bekommen. Endlich fand sich die Gelegenheit zu einem Besuch in Fermis Institut. Dort wies man ihn durch mehrere Gänge, schließlich nach rechts, dann wieder nach links. Wer sollte sich da zurechtfinden? So fragte er zum wiederholten Male einen der Vorbeigehenden: »Wo finde ich Professor Fermi?« Doch diesmal war er offensichtlich am Ziel. »Warten Sie bitte hier! Er wird gleich kommen.« Compton sah dem großen, schlanken Mann nach,

der ihm diese Auskunft erteilt hatte, und dachte bei sich: »In meinem Institut würde ich keinen Assistenten dulden, der mit einem so schäbigen Kittel umherläuft.« Da ging die Tür auf, hinter der der junge Mann in dem verschmutzten, abgetragenen Kleidungsstück verschwunden war. Nur – er trug jetzt einen blütenweißen Kittel und stellte sich Compton lächelnd vor: »Fermi.«

ES GEHT UM DEN KOPF

Im Jahre 1955 wurde Karl Ziegler im Anschluß an einige Vorträge, die er an der Sorbonne in Paris gehalten hatte, die Lavoisier-Medaille verliehen. Am gleichen Abend rief Ziegler aus einem anderen Grund den Verwaltungsvorstand seines Instituts an und unterrichtete ihn beiläufig auch von der hohen Ehrung, die ihm zuteil geworden war. Der Mann, der kein Chemiker, sondern Jurist war, fragte daraufhin erstaunt zurück, wer denn Lavoisier eigentlich sei. Professor Ziegler erläuterte dem Verwaltungsmann, daß es sich hierbei um einen hervorragenden französischen Chemiker handele, der allerdings während der französischen Revolution in Paris geköpft worden sei. Darauf der Verwaltungsvorstand: »Kommen Sie rasch zurück! Bei uns sind Sie sicher.«

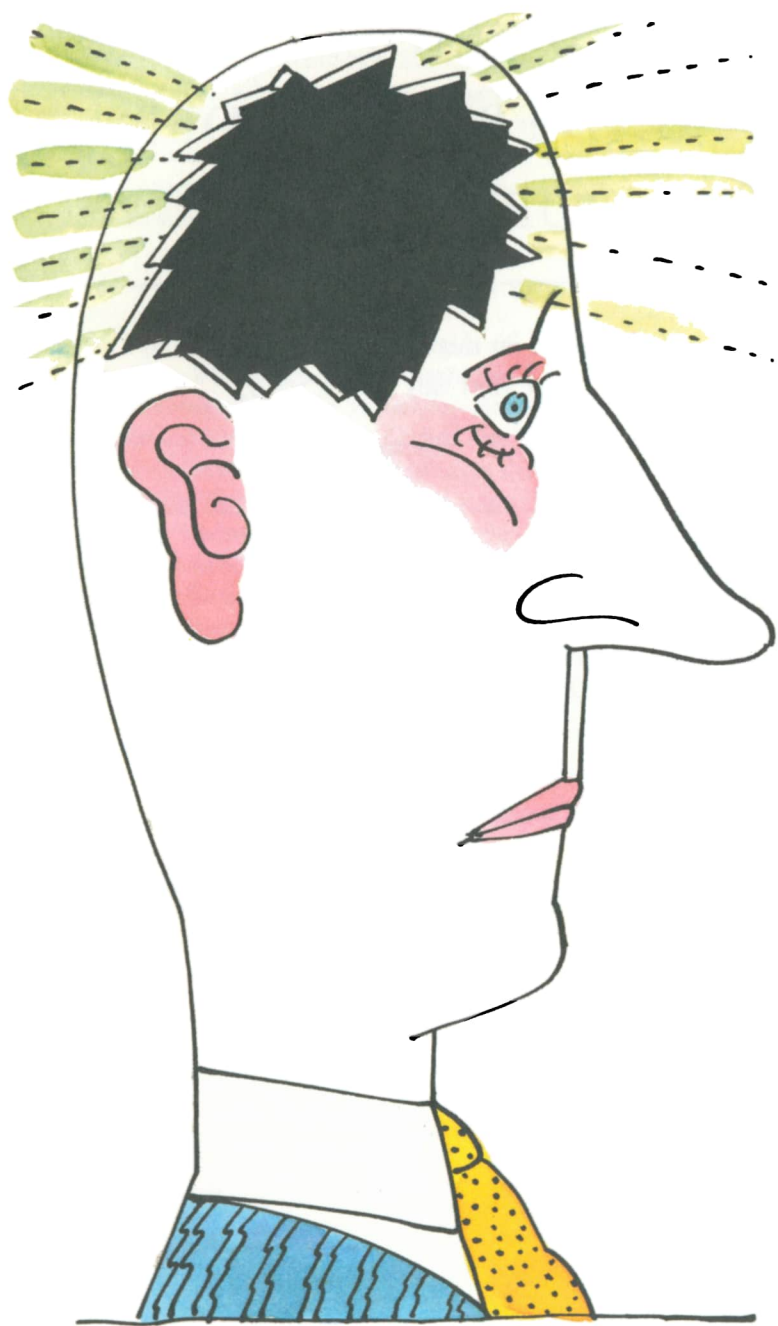


LEIDEN UND FREUDEN DER POPULARITÄT

Verächtlich ist des Kleinlichen Eitelkeit,
nicht aber des Edlen Stolz.

Platon

Strahlenrummel 59
Absicherung 59
Wer ist prominent? 60
Zur Unterscheidung 60
Das kann jeder behaupten 61
Warum berühmt? 61
Den wollte ich schon lange mal
kennenzulernen 61
Sag Väterchen zu mir! 62



STRAHLENRUMMEL

Wilhelm Conrad Röntgen zögerte eine Weile, die Öffentlichkeit über seine Entdeckung der auch feste Körper durchdringenden Strahlen zu informieren. Durch einen Assistenten gelangte aber doch eine Meldung darüber im Winter 1885 in eine Wiener Zeitung. Von dort wurde die Nachricht aufgegriffen, und sie lief rasch um den Erdball. Journalistische Phantasie rückte die »X-Strahlen« jedoch immer mehr aus dem Bereich ihrer tatsächlichen Möglichkeiten. Es entstand in der Presse ein wahrer Strahlenrummel, verbunden mit den kühnsten Gedankenkonstruktionen, bar aller Realität. So wurde z. B. behauptet, daß man mit Hilfe der Strahlen durch »die dicksten Hauswände die Menschen in ihrem Tun beobachten« könne. Man empfahl »strahlenundurchlässige Unterwäsche für Damen«, um sie vor unerwünschten »Strahlenblicken« zu schützen. Röntgen war zunächst verärgert. Dann wich der Unmut, und er registrierte belustigt, welche Kapriolen die Phantasie zu schlagen vermochte.

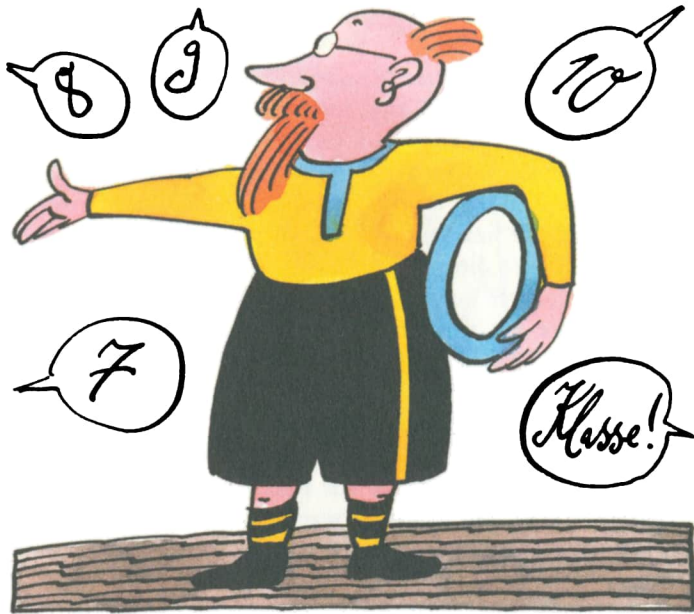
Eines Tages war es dem Reporter einer französischen Zeitung gelungen, bis zu Röntgen vorzudringen. Im Scherz bat der Forscher den Zeitungsmann, sich für ein einmaliges Experiment zur Verfügung zu stellen.

Röntgen behauptete, mit den »X-Strahlen« auch die Intelligenz durch »Photographieren der Gehirnstruktur« feststellen zu können. Aber damit war der Pressevertreter nicht einverstanden. Er verließ fluchtartig das Institut.

Röntgens Mitarbeiter sorgten dafür, daß diese Episode unter die Leute kam. Von ähnlichen Reporterüberfällen blieb Röntgen danach verschont.

ABSICHERUNG

Albert-Einstein-Straße – so war im Jahre 1929 eine Straße in Ulm zu Ehren des gelehrten Sohnes der Stadt benannt worden. Einstein dankte den Stadtvätern. Er akzeptiere diese Auszeichnung, gebe aber zu bedenken, daß er nicht für das verantwortlich gemacht werden könne, was in dieser Straße geschehe.



WER IST PROMINENT?

Werner Heisenberg besuchte Niels Bohr in Kopenhagen. An einem herrlichen Frühlingstag entschloß man sich zu einem Spaziergang durch das Tivoli. Der Bruder von Niels Bohr, Harald, ein namhafter Mathematiker, hatte sich dem Ausflug angeschlossen. Harald Bohr ging im Park den beiden um einige Schritte voraus. Es war auffallend, daß er sehr oft begrüßt wurde, während die Passanten von Heisenberg und Niels Bohr keine Notiz nahmen. Das verwunderte Heisenberg, und er fragte seinen Kollegen: »Hierzulande stehen die Mathematiker wohl besonders hoch im Kurs?« Niels Bohr winkte lachend ab. »Harald ist ein ausgezeichneter, im ganzen Land beliebter Fußballspieler.«

ZUR UNTERSCHIEDUNG

Anfang der dreißiger Jahre existierten in Göttingen drei berühmte physikalische Institute, die von drei namhaften Gelehrten geleitet wurden, von Robert Wichard Pohl, James Franck und Max Born.

Ein Witzbold schlug vor, die Studenten, die sich schon bald zu einer von den drei Forschern jeweils vertretenen Richtung der physikalischen Forschung bekannten, in drei Kategorien einzuteilen, um sie besser auseinanderzuhalten, in die Pohlerten, die Franckierten und die Bornierten.

Als Professor Pohl von der Schelmerei erfuhr, sagte er: »Immerhin, viel Glanz für mich!«

DAS KANN JEDER BEHAUPTEN

Der belgische Pharmakologe und Physiologe Corneille Heymans fuhr wenige Wochen, nachdem er den Nobelpreis erhalten hatte, in Begleitung eines Freundes durch Brüssel. Er wurde wegen überhöhter Geschwindigkeit von einem Polizisten angehalten. Der Gesetzeshüter war ziemlich barsch und ungehalten. Heymans saß schuldbewußt hinter dem Lenkrad. Da machte der Freund den Polizisten darauf aufmerksam: »Der Herr da ist Nobelpreisträger Heymans, lassen Sie ihn bitte am besten in Ruhe, er hatte in den letzten Wochen Aufregung genug. Seien Sie doch nicht so streng.« Doch da wurde der Polizist erst recht böse. »Nun ist es aber genug! Gut ein Dutzend Autofahrer haben sich in den letzten Tagen als dieser Herr ausgegeben.«

WARUM BERÜHMT?

Den Mößbauer-Effekt einem Laien klarzumachen ist äußerst schwierig. Eine Illustrierte schrieb über Rudolf Mößbauer: »Berühmt, und keiner weiß, warum.« Eines Tages wurde Mößbauer von einem Mann auf der Straße angehalten und recht unverblümt gefragt: »Herr Professor, man spricht viel über Sie – und nun dieser Aufsatz in der Illustrierten. Wissen Sie eigentlich selbst, warum Sie berühmt sind?« Mößbauer überlegte und schmunzelte. »Nun ja, das ist schwer zu sagen. Vielleicht ist es deshalb, weil man sich darüber Gedanken macht.«

DEN WOLLTE ICH SCHON LANGE MAL KENNENLERNEN

Der sowjetische Astrophysiker Wiktor A. Ambarzumjan verbrachte während eines Sommers Urlaubswochen in Sibirien. In der Taiga hatte er sich mit seinen Freunden während einer

Wanderung verirrt, und so erblickten sie erst in den späten Abendstunden Licht aus einer menschlichen Behausung am Rande einer Siedlung. Sie klopfen an die Tür. Ein grauhaariger Mann von mächtiger Gestalt öffnete. »Wer seid ihr?« fragte er die drei Männer. »Wir haben uns verirrt.« – »Hm, das sehe ich. Aber wer ihr seid, habe ich gefragt.« »Wir haben Urlaub und durchstreifen die Taiga und ...« »Welcher Profession geht ihr nach?« »Ich beschäftige mich mit Astronomie«, antwortete Ambarzumjan. »So zum Spaß? ...« »Nein.« Ambarzumjan betrachtete den bärtigen Mann, in dem er einen sibirischen Bauern vermutete, und schaute ihm in die stahlgrauen, munteren Augen. »Dann erklär mir das schon ein wenig genauer.« »Nun, ich beschäftige mich mit Sternsystemen und ihrer Entwicklung.« Der vermeintliche sibirische Bauer, ein emeritierter Rigaer Hochschullehrer, lachte. »Dann kommt rein, dann könntest du Ambarzumjan sein. Den wollte ich schon lange mal kennenlernen.«

SAG VÄTERCHEN ZU MIR!

Der Chemiker Nikolai N. Semjonow besuchte mit einigen seiner Mitarbeiter eine internationale Chemieausstellung im Moskauer Sokolniki-Park. Ein junger Reporter hatte den Auftrag, Professor Semjonow zu interviewen. Schließlich erreichte die Abordnung, zu der Semjonow gehörte, die Halle der Sowjetunion, wo der Reporter bereits wartete. Ein älterer Herr mit Schlapphut, Bart und Regenmantel ging geruhsam hinter der Gruppe her. Der eilfertige junge Mann, der Semjonow nicht kannte, fragte den Alten: »Bitte, Väterchen, kannst du mir sagen, wer von den Männern da vorn Professor Semjonow ist?«

»Väterchen« wiegte den Kopf. »Ich kann ihn unter denen da nicht entdecken.«

Schließlich fragte der Journalist einen der Wissenschaftler, und dieser zeigte deutlich auf das vorhin angesprochene »Väterchen«.

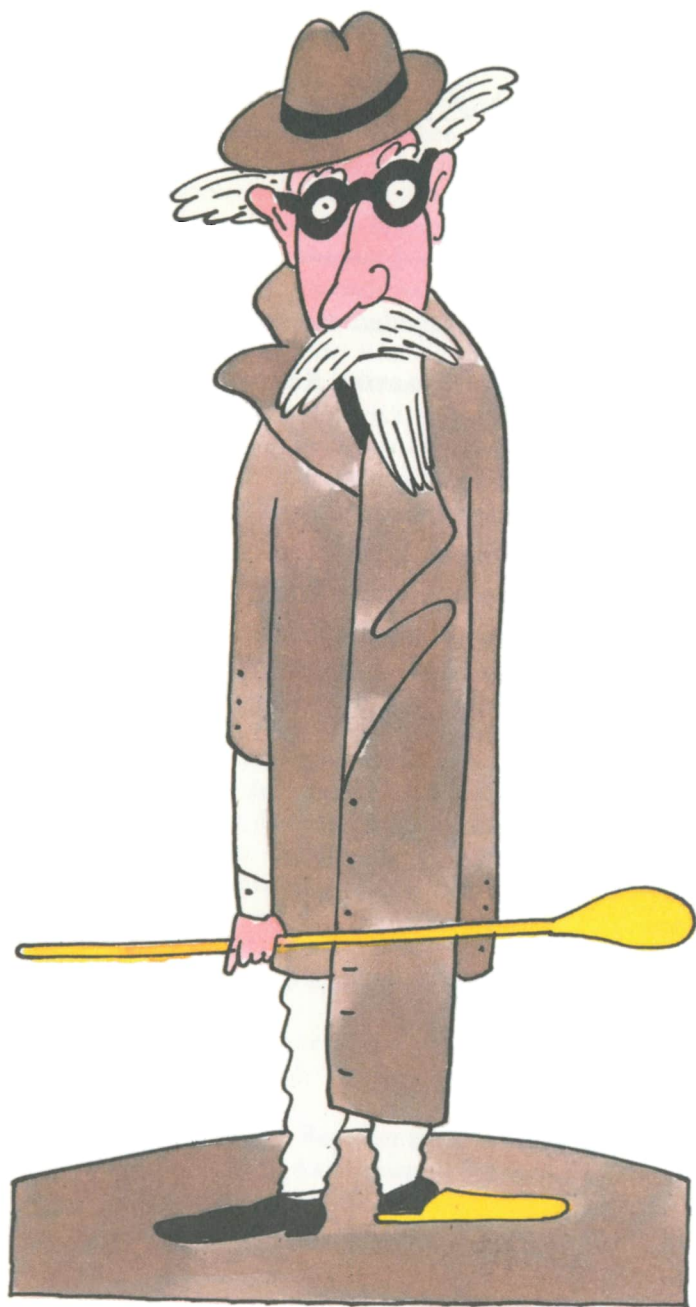
Verlegen kam der junge Reporter zurück. »Genosse, Professor, Nobelpreisträger, Akademiemitglied ...« Da unterbrach ihn Semjonow und winkte lachend ab. »Halt ein, halt ein, Freundchen! Dann sag schon lieber Väterchen zu mir.«

VERGESSLICH UND ZERSTREUT?

Denken ist Reden mit sich selbst.

Immanuel Kant

Der »zerstreute« Professor	65
Die peinliche Frage	66
Groschen oder Uhr?	66
Nicht zu genießen!	67
Sonntagsspaziergänge	67
Gewohnheit	68



DER »ZERSTREUTE« PROFESSOR

Oft ist über ihn gewitzelt und gelacht worden, über den »zerstreuten« Professor, seine bedauernswert komische Unbeholfenheit und Hilflosigkeit, die ihn ständig mit den Unbilden des Alltags in Verstrickung geraten lassen. Der vertauschte Hut, der vergessene Regenschirm, der Auftritt mit Filzpantoffeln inmitten des Großstadtverkehrs, weil er vergessen hatte, seine Schuhe anzuziehen – all das sind nur einige Beispiele der »Sünden« des »zerstreuten« Professors, teils wahr, teils erfunden, aus der Klamottenkiste von Witzbolden und Witzblättern.

Rührend auch jene Episode, da der »zerstreute« Professor, als Bräutigam gekleidet, unschlüssig auf einen Knoten in seinem Taschentuch starrt und vor sich hin murmelt: »Ich weiß, ich weiß genau, ich wollte heute noch irgend etwas Bedeutsames erledigen. Aber was?«

Der äußerlich zerstreut wirkende und tatsächlich auch in seiner Umwelt zerstreut agierende Mann ist jedoch alles andere, nur nicht unkonzentriert. Im Gegenteil handelt es sich bei ihm um einen auf eine ganz bestimmte Sache konzentrierten Menschen, der völlig von seinem Denken gefangen gehalten wird. Hier liegen die Grenzen seiner Interessen, das ist die Welt, in der er zu Hause ist, in der er sich ausgezeichnet zurechtfindet und wohl fühlt, zu hohen Leistungen fähig, zu Denkopoperationen, die dem Außenstehenden, dem mit der Materie nicht Vertrauten, verschlossen bleiben.

Sobald er aber heraustritt aus seiner Welt, gerät er mit den einfachsten Problemen und Regeln in Kollision.

So erzählte man sich um die Jahrhundertwende in München folgende Geschichte.

Ein Professor der Altphilologie legte sehr wenig Wert auf sein Äußeres, und das Mindeste, was man von ihm täglich befürchten mußte, war, daß er Hose und Jacke entweder einzeln oder in Kombination miteinander verknöpft hatte. Frau und Haushälterin mußten alle Mühe aufwenden, um den Mann frühmorgens in ordnungsgemäßer Kleidung aus dem Haus zu bringen.

Eines Abends war das Ehepaar zu einem festlichen Essen eingeladen. Beim Einsteigen in die Pferdedroschke stellte die Frau entsetzt fest, daß ihr Mann statt des Frackhemdes ein gestreiftes Hemd angezogen hatte. Sie schickte ihn also ins Haus

zurück, damit er sich ein ordentliches Hemd anziehe. Die Frau wartete lange in der Droschke. Ungeduldig blickte sie zum Schlafzimmerfenster hinauf. Endlich erlosch das Licht. Aber der Mann erschien trotzdem nicht. Da bekam sie es mit der Angst zu tun und stürmte die Treppe hinauf. – Der Professor lag im Bett, friedlich schlummernd. Mit dem Ausziehen beschäftigt, hatte er den gewohnten Vorgang gedankenverloren zu Ende gebracht. Der tägliche Ablauf der Geschehnisse und die Nähe des Bettes hatten ihn so »programmiert«.

Zerstretheit von solchen Ausmaßen wird man unter Professoren heute kaum noch finden. Wann spottet in unseren Tagen schon noch ein Witzblatt über schrullige Professoren?

DIE PEINLICHE FRAGE

Ludwig Heim erzählte gern die Geschichte eines seiner Kollegen, der ziemlich zerstreut gewesen sein muß, denn als er nach der Hochzeit am nächsten Morgen im Ehebett erwachte, habe er sich entsetzt aufgerichtet und gefragt: »Emmi, was wollen Sie in meinem Bett?«

Als er einmal beim Einkauf seinen Schirm vergessen hatte, schickte ihn seine Frau los, daß er den Schirm zurückhole. Nach vergeblichem Nachfragen in drei Läden übergab ihm die Inhaberin des vierten das vergessene Utensil. Der Mann dankte und sagte: »Sie, liebe Frau, sind wenigstens ehrlich und geben mir mein Eigentum zurück. In den anderen Läden will niemand etwas von der Existenz meines Schirmes gewußt haben!«

GROSCHEN ODER UHR?

André Marie Ampère, Mathematiker und Physiker, war, wie das von vielen Gelehrten behauptet wird, auch bei den alltäglichen Verrichtungen in Gedanken versunken, hin und wieder wohl auch etwas zerfahren.

Diese Zerstretheit sei das Ergebnis einer Art von Überkonzentration auf das jeweilige Forschungs- oder Fachproblem, hört man dann als Erklärung. Wie weit das bei Ampère ging, erwies sich einmal, als ein Bettler an seiner Wohnungstür klopfte. Der Gelehrte hörte sich an, was der Mann zu sagen hatte, nickte, ging ins Zimmer zurück und nahm einen Groschen aus dem Geldbeutel.

Dabei muß ihm eingefallen sein, daß es an der Zeit war, ins Kolleg zu gehen. Er ergriff hastig die Taschenuhr, die auf dem Schreibtisch lag, eilte den Korridor entlang, gab dem Bettler die Uhr und steckte das Geldstück in die Westentasche.

NICHT ZU GENIESSEN!

Nach einer Vorlesung war Ampère mit seiner Schwester der Einladung eines Kollegen gefolgt. Am Mittagstisch – das Essen ließ ein wenig auf sich warten – fiel ihm etwas ein, das er, wie gewohnt, sofort notieren mußte, um es nicht wieder zu vergessen. Er zog sein Notizbuch aus der Tasche und begann zu kritzeln. Als die Speisen aufgetragen wurden, nahm er die Serviette und legte sie sich um. Das Notizbuch schob er neben den Teller. Bedächtig begann er zu essen. Plötzlich griff er wieder zu Papier und Stift, um etwas aufzuschreiben. Seine Schwester, die wie zu Hause ihm gegenüber saß, schüttelte ärgerlich den Kopf und versuchte, ihm das Notizheft aus der Hand zu nehmen. Unwillig knurrte er etwas vor sich hin. Er nahm das Besteck und widmete sich wieder dem Mahl. Doch unvermittelt sagte er dann ganz laut, für alle hörbar, über den Tisch hin zu seiner Schwester: »Wie oft soll ich dir noch sagen, daß man eine Köchin erst zur Probe kochen lassen muß, bevor man sie engagiert! Nicht zu genießen! Was sollen unsere Gäste bloß von uns denken!«

SONNTAGSSPAZIERGÄNGE

Der Wiener Physiker Ludwig Boltzmann hatte mehrere Kinder. Bei schönem Wetter schickte ihn seine Gattin jeden Sonntagmorgen mit dem Kinderwagen in den nahe gelegenen Rathauspark. Dort versank der Gelehrte meist ins Grübeln. Gedankenverloren kramte er dann Heft, Zettel und Bleistift aus den weiten Rocktaschen und begann zu schreiben, Kind und Umwelt vergessend. Kurz vor der Mittagszeit schaute er auf die Uhr, nahm seinen Hut von der Bank und ging nach Hause. Es soll vorgekommen sein, daß Passanten den stehengelassenen Kinderwagen auf die nächste Polizeiwache brachten. Bald kannten die Beamten den Boltzmannschen Kinderwagen. So geschah es, daß ein Polizist mit dem Kinderwagen einmal früher an der Wohnungstür stand als der Professor. Frau Boltzmann entschuldigte sich höflich bei dem Beamten

und sagte freundlich: »Sollte bei Ihnen in Kürze auch noch mein Mann abgegeben werden, so bringen Sie ihn bitte bald nach Hause. – Das Essen wird sonst kalt.«

GEWOHNHEIT

Karl Schwarzschild, in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts Direktor der Göttinger Sternwarte, pflegte mit seinen Kollegen gemeinsam das Mittagessen einzunehmen. Doch eines Tages brach diese »Tradition« ab. Er hatte geheiratet. Überrascht waren deshalb seine Kollegen, als er nach einigen Wochen wieder seinen Platz an der gemeinsamen Tafel einnahm und sich auch sofort an dem regen Gedankenaustausch über ein wissenschaftliches Problem beteiligte. Nach einiger Zeit – eine Gesprächspause war eingetreten – fragte einer der Kollegen: »Nun, Herr Schwarzschild, wie gefällt Ihnen eigentlich das Eheleben?« Der Professor blickte verdutzt auf. Er sprang auf und stotterte: »Eheleben? Ach ja ... Entschuldigung! Hab' ich ja ganz vergessen ...« Und rasch verließ er die Runde.

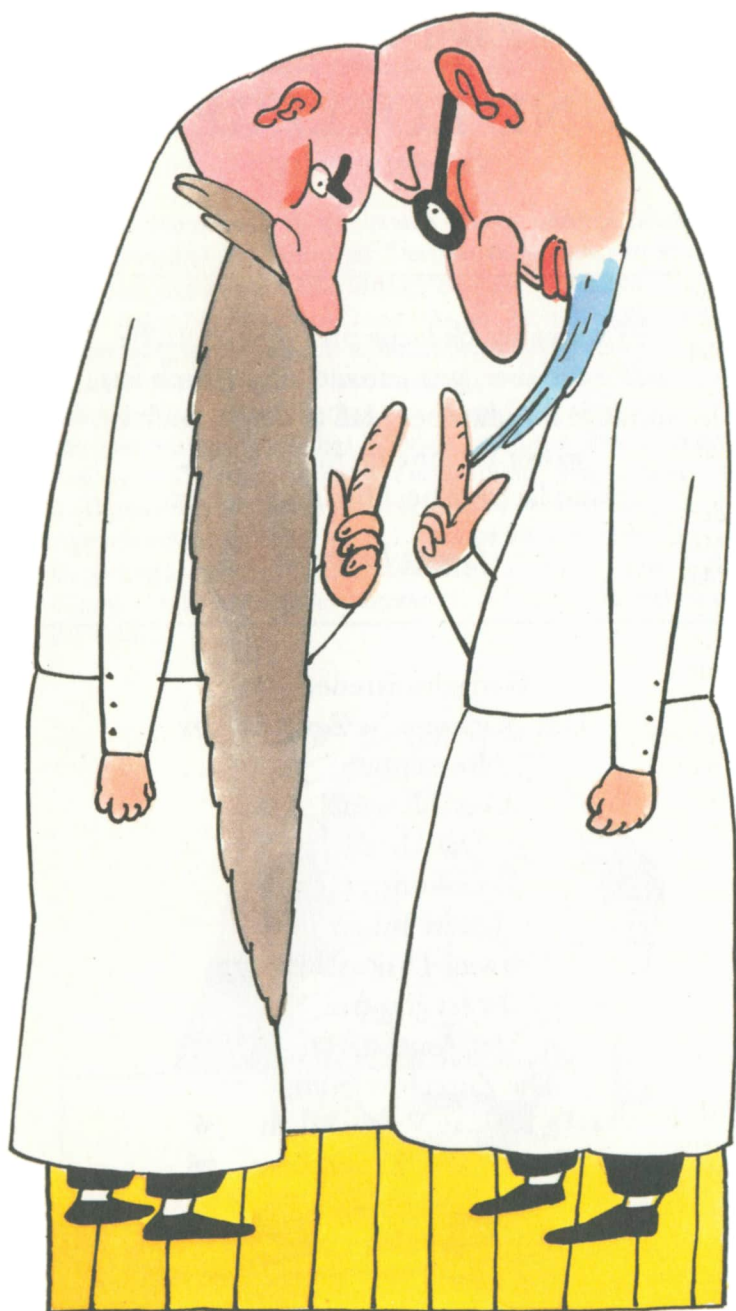


UNTER FREUNDEN UND KOLLEGEN

Es ist wahr, ich lache oft; aber ich lache
nicht darüber, wie jemand ein Mensch ist,
sondern nur darüber, daß er ein Mensch ist,
wofür er ohnehin nichts kann,
und lache dabei über mich selbst.

Georg Büchner

Gedächtnisreden	71
Das akademische Zeugnis	71
Begreiflich	72
Gezahlt wird!	72
Das Urteil	72
Gekontert	73
Letzte Bilanz	73
Vorweg-Diskussion	73
Ernst gemeint	74
Der Anglisierte	74
Die Zurechtweisung	75
Es fehlt an Verrücktheit	76
Theorie und Experiment	76
Wie zum Essen ...	76
Privileg	77



GEDÄCHTNISREDEN

Nachdem Gerlach Adolf Freiherr von Münchhausen, der sich um die Göttinger Universität verdient gemacht hatte, am 26. November 1770 gestorben war, beschlossen die von ihm sehr geförderten Professoren Abraham Gotthelf Kästner und Johann Andreas Murray, zu Ehren des Dahingeshiedenen Gedächtnisreden zu halten.

An der Universität waren beide Gelehrten vor allem dadurch bekannt, daß sie einander stets widersprachen und deshalb unablässig in Streit miteinander lagen. So konnten sie sich nun auch nicht darüber einigen, wer als Redner den Anfang machen sollte. Würde der ihm folgende nicht die Gunst der Stunde nutzen, den Vorredner an scharfsinniger Beredsamkeit zu übertreffen?

Während des freundschaftlichen Disputs blitzte in Kästner der Gedanke auf, es dennoch als erster zu versuchen. Wenn Murray seine Rede wirklich so anfang, wie er es auf dessen Manuskript erspäht hatte, sah er eine Chance für sich. Es würde auf den Schluß des Vortrags ankommen! Und mit diesem hinterlistigen Gedanken legte er ihn sich sorgfältig zurecht.

Kästner redete warmherzig über die Verdienste des Verstorbenen. Dann blickte er in die Runde und schloß mit den Worten: »Aber, verehrte Brüder, beweiset Seelenstärke und weinet nicht.« In der von Ergriffenheit erfüllten Stille vermochte Murray, als er sich erhob und gravitatisch zum Rednerstuhl schritt, nicht zu erfassen, welchen Fehlstart ihm sein Vorredner vorprogrammiert hatte. Er entfaltete sein Manuskript, las, hob das Haupt und rief pathetisch aus: »Weinet, ihr Brüder!«

DAS AKADEMISCHE ZEUGNIS

Als Lazarus Ben David sein Studium in Göttingen beendet hatte, bat er seinen Lehrer Abraham Gotthelf Kästner um ein Empfehlungsschreiben. Kästner händigte es Ben David anderntags aus.

Es lautete: »Ich bezeuge hiermit, daß Herr Ben David, Kandidat der Mathematik, auf jede mathematische Lehrstelle Anspruch machen darf, nur auf meine nicht.«

BEGREIFLICH

Friedrich Wilhelm Bessel, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im damaligen Königsberg bedeutende astronomische Forschungsarbeit leistete, hatte vor anderen namhaften Gelehrten einen Vortrag gehalten. Doch nicht alle seiner Zuhörer waren von der Sache angetan. Auf dem Nachhauseweg meinte einer der Gelehrten zu dem Mathematiker Carl Gustav Jakob Jacobi: »Was sich der Bessel bloß gedacht hat, uns solches Zeug vorzusetzen?« »Tja, Herr Kollege«, meinte Jacobi, »hätte Bessel mir heute morgen auf einem Spaziergang den Vortrag nicht erklärt, hätte ich ihn auch nicht verstanden.«

GEZAHLT WIRD!

Mediziner sind auch nicht immer unbefangen in ihrem Urteil, wenn das Gespräch auf einen Kollegen kommt.

Ernst Ludwig Heim, neben Hufeland zu seiner Zeit der bekannteste Berliner Arzt, saß in gemütlicher Stammtischrunde, als plötzlich einer seiner Freunde hohes Lob einem Kollegen Geheimrat Heims zollte, den dieser absolut nicht leiden mochte.

»Er ist von so edlem Charakter«, schwärmte der Mann, wohl wissend, damit Heim zu ärgern, »daß er in vielen Fällen von seinen Patienten kein Honorar nimmt.«

Alle schauten fragend auf Heim, der nach einigen Augenblicken der Stille antwortete: »Das will ich gern glauben, in diesen Fällen zahlen immer die Hinterbliebenen.«

DAS URTEIL

Der Pathologe Rudolf Virchow schätzte Exaktheit und Ideenreichtum. Nichts war ihm mehr verhaßt als seichtes Gerede. Ebenso streng ging er mit denen ins Gericht, die sich nicht klar auszudrücken verstanden. Eines Tages war ihm die neueste Publikation eines Kollegen mit der Bitte überbracht worden, sie zu lesen. Selbstverständlich wollte der Autor auch erfahren, was Professor Virchow von dem Werk halte. Das Urteil war unbestechlich: »Ein ausgezeichnetes Buch! Es verdient ins Deutsche übersetzt zu werden.«

GEKONTERT

Der Planet Neptun war im Jahre 1846 von Johann Gottfried Galle aufgrund der Berechnungen Urbain Jean Joseph Levertiers entdeckt worden – nicht ganz genau an dem aus den Uranusstörungen rechnerisch ermittelten Ort, aber nur eine Winzigkeit davon entfernt. Wie so oft bei einem großen Erfolg gab es auch diesmal einige, die den Ruhm des Entdeckers zu schmälern suchten. Die Entdeckungsgeschichte sei aufgebauscht worden. Galle habe lediglich Glück gehabt.

Der Berliner Mathematiker Carl Gustav Jakob Jacobi geriet darüber in Zorn. An den in Altona lebenden Astronomen Heinrich Christian Schumacher schrieb er im Oktober 1848: »Man muß bewundern, daß aus so kleinen und unsichern Quantitäten . . . so genaue Resultate gezogen werden konnten, und kann dies nur der umsichtigen Behandlung dieser Data, und der musterhaften Benutzung aller Hilfsmittel zuschreiben. Denen, welche die Entdeckung für zufällig ausgeben, weil die Übereinstimmung nicht größer ist, als es die Natur der Sache verstattet, wäre der Rat zu geben, auch solche zufälligen Entdeckungen zu machen.«

LETZTE BILANZ

Ludwig Boltzmann hatte die Aufgabe übernommen, im Festsaal der Wiener Universität anlässlich des Todes seines Freundes Joseph Loschmidt die Trauerrede zu halten. (Nach Professor Loschmidt ist die Loschmidtsche Zahl benannt, die angibt, wieviel Atome oder Moleküle ein Mol einer Substanz enthält.) Als Requisit hatte Ludwig Boltzmann eine große, schwarze Tafel mitgebracht, auf der eine ziemlich hohe Zahl geschrieben stand. Gegen Ende seiner Gedenkrede hob er mit viel Pathos diese Tafel in die Höhe und sagte: »Durch deine Forschungen ist es uns möglich geworden, auszurechnen, in wie viele Atome du, Loschmidt, zerfällst. Das habe ich, dich zu ehren, auf dieser Tafel vermerkt.«

VORWEG-DISKUSSION

Lord Rutherford hatte gemeinsam mit Frederic Soddy die Hypothese aufgestellt, daß es sich bei der Radioaktivität um eine spontane Umwandlung von einem chemischen Element

in ein anderes handle. Diese Hypothese sollte er im exklusiven, noch streng auf Tradition bedachten Club der Royal Society auf einer ihrer Sessionen in London vortragen.

Der damalige Präsident der Gesellschaft, Sir Joseph John Thomson, der Entdecker des Elektrons, eröffnete die Versammlung, stellte den Vortragenden vor und erklärte dann: »Ich bedaure, erlauchte Gesellschaft, außerordentlich, den Vortrag nicht hören zu können, da mich wichtige gesellschaftliche Verpflichtungen am Königshofe davon abhalten. Nehmen Sie deshalb meine als Diskussionsbeitrag gedachten Bemerkungen schon jetzt entgegen, ehe Sie den Vortrag gehört haben. Ich persönlich halte das, was hier gesagt werden wird, für unhaltbar; denn das Wort Atom kommt von Atomos, dem Unteilbaren. Diese Definition aber läßt nicht zu, daß sich ein Atom in ein anderes umwandeln kann. Geradezu absurd erscheint es mir, daß dies sogar spontan geschehen soll. Gestatten Sie bitte, daß ich mich jetzt entferne. Dem Vortragenden wünsche ich indessen viel Erfolg.«

ERNST GEMEINT

Albert Einstein liebte zur Entspannung das Geigenspiel. Er spielte dann gern für sich allein. Eines Tages im Jahre 1922 war Ferenc Molnár, der ungarische Freund, unbemerkt ins Arbeitszimmer getreten. Auf den Romanschriftsteller und Bühnenautor muß es komisch gewirkt haben, mit welcher emphatischen Virtuosität Einstein den Bogen führte. Er mußte laut lachen. Einstein hielt empört inne. »Lachen Sie doch nicht, Molnár! Ich lache ja auch nicht in Ihren Theaterstücken.«

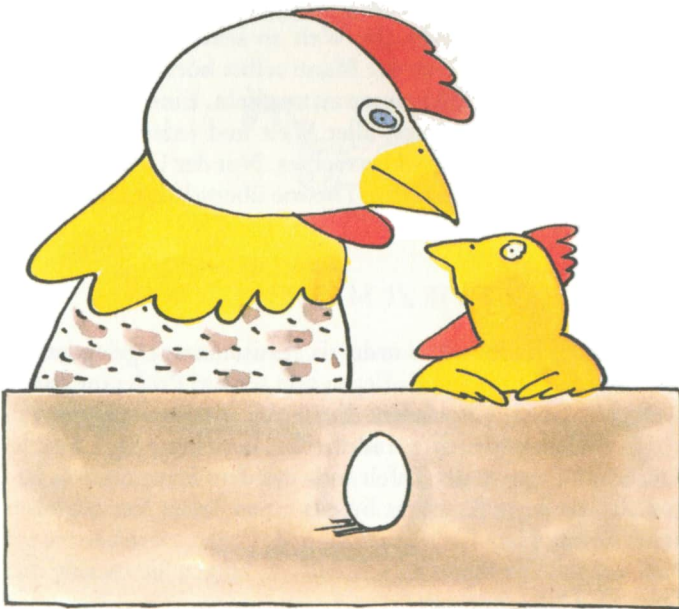
DER ANGLISIERTE

Im Frühjahr 1907 hatte Otto Hahn als Assistent zum ersten Male Gelegenheit, an einer Bunsen-Tagung in Hamburg teilzunehmen und dort zu referieren. Er sprach über den Zerfall der radioaktiven Elemente, die einem Umwandlungsprozeß im Atominnern unterliegen, der durch die Emission von Strahlen nachgewiesen wird. Seinen Vortrag hörte auch der Professor für Physikalische Chemie Gustav Tammann. Er widersprach Hahn energisch und sagte, er glaube nicht, daß das Radium ein richtiges Element sei. Vielmehr sei es eine

Verbindung. Es kam zu einem wortreichen Dialog. Nach der Diskussion ging Max Levin, der Hahn von Montreal her kannte, zu dem jungen Chemiker und sagte: »Herr Hahn, seien Sie in dieser Umgebung ein wenig vorsichtiger. Ich habe gerade gehört, wie ein Kollege den anderen fragte: ›Wer ist denn der Grünschnabel, der da so ungeniert und neunmal-klug daherredet?‹ Und er bekam zur Antwort, Sie seien zwar ein Berliner, hätten es aber vorgezogen, sich zu anglisieren.«

DIE ZURECHTWEISUNG

Die Physikerin Lise Meitner und der Chemiker Otto Hahn, die über lange Zeit wissenschaftlich zusammenarbeiteten, diskutierten miteinander im Treppenhaus des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie in Berlin-Dahlem. Hahn hatte gerade eine Ansicht geäußert, die Frau Meitner nicht teilen wollte. Ein Besucher erlebte aus der Ferne den Disput und hörte den in der Folgezeit berühmt gewordenen Ausspruch von Frau Meitner: »Hähnchen, von Physik verstehst du nichts, sei brav und geh nach oben.«



ES FEHLT AN VERRÜCKTHEIT

Ein junger Mitarbeiter hatte eine Arbeit geschrieben, die sein Chef für bedeutungsvoll hielt. Um der Sache Gewicht zu verleihen, bat der Institutsdirektor Niels Bohr um eine Beurteilung der Aufzeichnungen und Ergebnisse.

Niels Bohr folgte dem Drängen des bekannten Kollegen und nahm sich der Sache mit aller ihm eigenen Sorgfalt an. Am Schluß war er enttäuscht, und er schrieb in seinem Begleitbrief bei der Rückgabe des Manuskripts:

»Nach eingehender Durchsicht fand ich in der mir vorgelegten Arbeit nicht einen einzigen und auch nicht den kleinsten Fehler. Andererseits ist sie auch in keiner Weise verrückt genug, um überhaupt einen Fehler haben zu können.«

THEORIE UND EXPERIMENT

Der Physiker George Paget Thomson wurde in einer Gesellschaft gefragt, wen er persönlich wohl höher einschätze, den Theoretiker oder den Experimentator. Thomson erwiderte: »Wir brauchen zunächst einmal beide. Der Unterschied allerdings zwischen den Experimentatoren und den Theoretikern ist offenkundig. Wenn der erfolgreiche Experimentator eine Arbeit publiziert, glaubt alle Welt an seine Ergebnisse und Schlußfolgerungen. Nur der Mann selbst hört nicht auf, unentwegt an seinen Ergebnissen zu zweifeln. Eine theoretische Arbeit hingegen wird von aller Welt und jedermann angefochten und voller Skepsis betrachtet. Nur der Urheber selbst ist von der Richtigkeit seiner Theorie überwältigt und restlos überzeugt.«

WIE ZUM ESSEN ...

Ferdinand Sauerbruch wurde als Assistenzarzt gelegentlich mit zwei seiner jungen Kollegen von seinem Professor sonntags zum Essen eingeladen. Einer der Assistenten war ein wenig vorlaut und nicht gerade fleißig, berichtete Sauerbruch. Kaum hatte man in der Tafelrunde mit dem Hauptgericht begonnen, als jener Assistent bereits einen Teller leer gegessen hatte. »Nun, Herr Kollege«, fragte der Professor mit sonorem Baß, »es scheint Ihnen zu schmecken, langen Sie tüchtig zu! Oder sind Sie schon satt?«

Der junge Mann antwortete prompt: »Wie heißt es doch so schön: Wie zum Essen, so zur Arbeit. Danke, ich bin satt, Herr Professor.«

Einen Augenblick war es still. Während er nach dem nächsten Kloßstückchen langte, bemerkte der Professor beiläufig: »Nun, um auf das Sprichwort zurückzukommen – mir scheint, Sie sind nicht gerade ein toller Esser.«

PRIVILEG

Warum er in seinem hohen Alter noch immer so oft ins Institut komme, wurde Albert Einstein einmal gefragt. Müsse er denn noch so viel arbeiten? Der berühmte Physiker winkte lächelnd ab. Seine eigene Arbeit sei ihm nicht mehr so wichtig, meinte er. Er komme lediglich ins Institut, um das Privileg zu genießen, mit Gödel zu Fuß nach Hause gehen zu dürfen.

Der Mathematiker, Physiker, Logiker und Philosoph Kurt Gödel, der wie Einstein aus Deutschland vor den Faschisten aus Österreich hatte fliehen müssen und danach jahrzehntelang in Princeton lehrte und forschte, erwarb sich große Verdienste unter anderem durch die Entdeckung fundamentaler Theoreme. Er ist heute vor allem durch das für die moderne Computertechnik grundlegende Codieren bekannt, das »Gödelisieren«.



TREFFSICHER UND GESCHLIFFEN

Es ist fast unmöglich, die Fackel der Wahrheit
durch ein Gedränge zu tragen,
ohne jemandem den Bart zu versengen.

Georg Christoph Lichtenberg

Erfahrungen des Diogenes	81
Eine Gabe des Zeus	81
Eindeutige Bestimmung	81
Pessimistisch – aber nicht durch und durch	82
Gedankenschnell	83
Die feinen Unterschiede	83
Das Etikett war noch dran	84
Was Schorlemmer eigentlich wollte	84
Exakt geantwortet	85
Zu kurz geraten!	85
Der Ersterfinder	86
Entdeckt oder erfunden?	86
Die Überlegenheit der Schimpansen	86
Der entscheidende Unterschied	87



uu u
uu an
Uzime
in dem
verden
hnd anig
freg ung
freg nif
huf ung
und w.
ung!!!

ERFAHRUNGEN DES DIOGENES

Ein eigensüchtiger Mensch hatte an sein Haus geschrieben: »Nichts Schlimmes soll hier Eingang finden!« Als Diogenes das las, schüttelte er verwundert den Kopf: »Wo soll denn der Hausherr nun hin?«

Beim Anblick von Mäusen, die sich an seinen Vorräten gütlich taten, sagte Diogenes: »Na so was! Sogar Diogenes ernährt schon Schmarotzer!«

Einem, der gefragt hatte, zu welcher Zeit man am besten frühstücke, antwortete er: »Hat man etwas – wenn man will. Hat man nichts – wenn man etwas hat.«

Zu denen, die ihm rieten, er solle doch seinen entlaufenen Sklaven Manes ausfindig machen und zurückholen, sagte er: »Wenn Manes ohne Diogenes auskommen kann – wie lächerlich wäre es, wenn Diogenes nicht ohne Manes leben könnte!«

EINE GABE DES ZEUS

Straton war einmal eingeladen worden, einem Kitharöden zuzuhören. Nachdem die Darbietung zu Ende war – das Saiteninstrument, die Kithara, diente zur Begleitung des epischen Gesanges –, sagte er: »Zeus verlieh ihm das eine, versagte ihm aber das andere.« Da fragte einer: »Wieso das eine – das andere?« »Schlecht die Kithara zu spielen«, antwortete der Philosoph, »verlieh er ihm, aber gut zu singen versagte er ihm.«

EINDEUTIGE BESTIMMUNG

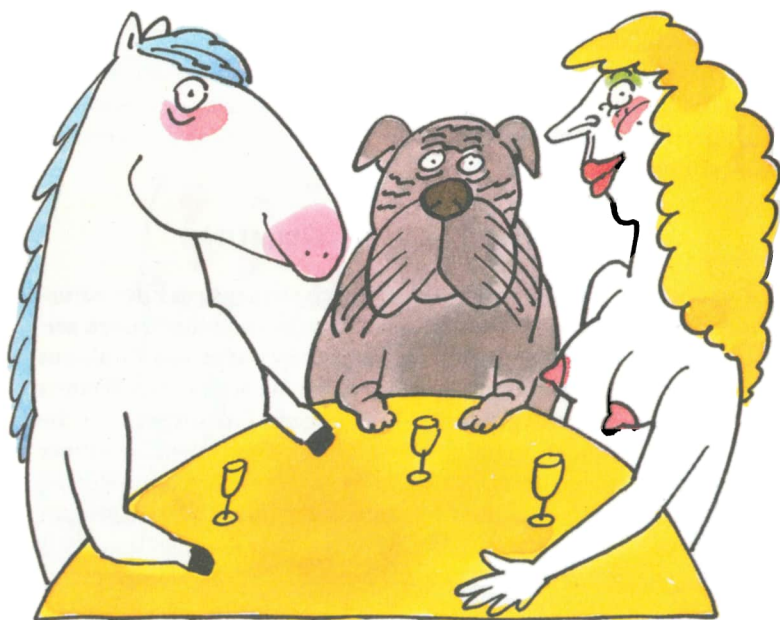
Johann Wolfgang von Goethe betrieb mit großem Eifer naturwissenschaftliche Studien. Auch das geologische Wissen seiner Zeit war ihm geläufig. Im Jahre 1789 war er von Ruhla aus mit dem Oberstallmeister von Stein trotz schlechten Wetters bis zum Inselsberg gelangt. Hier begann Goethe sich für die umherliegenden Steine zu interessieren. Der Nebel, der immer dichter wurde und schließlich in einen kalten Nieselregen überging, schien seinen Forscherdrang nicht zu beeinträchtigen.

Er suchte unentwegt Steine, zerschlug sie mit einem Hammer, beschaute sie von allen Seiten, nannte dann ihre Namen

und Eigenschaften. Sein Begleiter wurde immer ärgerlicher. »Was gehen mich Ihre Steine an?« murrte er. »Wäre es nicht besser, ein warmes Eckchen zu finden?« Goethe ließ sich nicht beirren. Er suchte weiter, zerschlug Steine, bestimmte ihre Klasse, nannte ihre Namen. »So ein Starrsinn!« erboste sich von Stein schließlich. »Bei diesem Wetter ins Gebirge! Da Sie nichts anderes als Steine im Kopf haben, verraten Sie mir endlich, als was für einen Stein Sie mich in Ihre Sammlung einordnen!« Goethe schmunzelte: »Nur als Kalk! Werden Sie naß, so brausen Sie auf.«

PESSIMISTISCH – ABER NICHT DURCH UND DURCH

Arthur Schopenhauer, dessen pessimistische Weltsicht den Stimmungen und Einstellungen bürgerlicher Kreise entsprach, die unter den Zuständen nach der Niederlage der Revolution des Jahres 1848 litten, pflegte in Frankfurt/Main mittags stets zur gleichen Zeit den »Englischen Hof« aufzusuchen. Gelegentlich unterhielt er sich auch mit den Tischnachbarn. Oft



traf er ja die gleiche Gesellschaft an. Eine Zeitlang waren es preußische und österreichische Offiziere, Angehörige der Adelskaste. Aber ihre Gespräche ließen ihn gleichgültig, so daß er schwieg. Doch jedesmal zog er ein Goldstück aus der Tasche und legte es vor sich hin. Nach dem Mittagmahl steckte er es wieder ein. Sich höflich verbeugend, verließ er den Tisch. Dieses sonderbare Verhalten erregte Verwunderung, bald aber auch spöttische Blicke. Schließlich wagte es einer der jungen Herren, ihn zu fragen, was für eine Bewandnis es mit dem Goldstück habe. Lächelnd erwiderte Schopenhauer: »Das spendiere ich, wenn die Herrschaften am Tisch sich einmal über etwas anderes unterhalten als über Pferde, Hunde und Frauen.«

GEDANKENSCHNELL

Reaktionsvermögen und Witz zeichneten schon den Knaben Carl Friedrich Gauß aus. Trifft er doch eines Tages vor dem Braunschweiger Dom einen stadtbekanntem, immer zu Späßen aufgelegten älteren Herrn, von den Einheimischen »Onkel Heinke« genannt. »Na, min Jung«, sagt Onkel Heinke, »siehst du da oben auf der Turmspitze die Wespe?« »Nein«, erwidert Gauß, schelmisch zwinkernd, »aber ich höre sie summen.«

DIE FEINEN UNTERSCHIEDE

Gustav Robert Kirchhoff, der unter anderem Regeln für Stromverzweigungen aufgestellt und mit Robert Wilhelm Bunsen die Spektralanalyse begründet hatte, hielt im Jahre 1881 am königlichen Hofe zu Berlin einen Vortrag über optische Probleme. Es war für ihn nicht leicht, seine Ausführungen so allgemeinverständlich zu halten, daß sie jeder erfassen konnte. Aber die meisten seiner Zuhörer begriffen, was er sagte. Auf welches Niveau er aber hätte hinabsteigen müssen, damit alle Mitglieder des Hofes seinen Worten hätten folgen können, darüber wurde er durch die Frage einer Prinzessin belehrt.

»Bitte, Herr Professor, ich habe alles begriffen. Was ist aber eigentlich der Unterschied zwischen konvex und konkret?«

Das war dem sonst so gütigen Kirchhoff doch etwas zuviel. Aber schon blitzte der Schalk aus seinen Augen.

»Das ist eine schwer zu beantwortende Frage, Königliche Hoheit. Es gibt da sowohl recht feine als auch ziemlich krasse Unterschiede. Konvex unterscheidet sich von konkret etwa wie Gustav von Gasthof oder wie Bräustübel von Brustübel oder wie Pettenkofer von Patentkoffer.« – Das genügte der Prinzessin.

DAS ETIKETT WAR NOCH DRAN

Auf der Göttinger Sternwarte war »hoher Besuch« eingetroffen. Der Direktor, Wilhelm Klinkerfues, führte die Dame aus fürstlichem Hause und ihre Begleiterinnen durch das Observatorium. Bruno H. Bürgel berichtet darüber: »Es handelte sich um eine Dame, die ob ihrer scharfen kritischen Bemerkungen gefürchtet war. Die hohe Frau ließ sich den Mond und einige Sterne im Fernrohr zeigen und stellte mancherlei Fragen. Zum Schluß entspann sich folgendes Gespräch: ›Wie heißt jener helle Stern, Herr Professor?‹ ›Aldebaran, Hoheit!‹ ›Wie weit mag er entfernt sein?‹ ›Ungefähr 25 bis 30 Lichtjahre.‹ ›Was heißt das?‹ ›Ein Lichtjahr ist die Strecke, Hoheit, die das Licht, das in jeder Sekunde 42 000 Meilen durchläuft, in einem Jahr durchheilt! Ein Lichtjahr ist eine Wegstrecke von etwa $1\frac{1}{4}$ Billionen Meilen. Aldebaran ist also rund 37 Billionen Meilen entfernt!‹ Die Dame kniff ein wenig die Augen zu und sagte ironisch: ›Nun, verehrter Herr Professor, es wundert mich nur, daß Sie trotz der großen Entfernung den Namen des Sternes in Erfahrung bringen konnten.‹ Das Gefolge, froh darüber, nicht selbst das Ziel der fürstlichen Ironie zu sein, kicherte Beifall. Klinkerfues aber . . . erwiderte in seiner herzerfrischend groben Art mit kühlem Lächeln: ›Es ist auch nur ein Zufall, Hoheit; an diesem Stern war glücklicherweise noch der Lieferzettel.‹«

WAS SCHORLEMMER EIGENTLICH WOLLTE

Der Chemiker Carl Schorlemmer war mit Karl Marx und Friedrich Engels befreundet. Er galt als deren Berater in Fragen der Naturwissenschaften. In seinem Werk »Der Ursprung und die Entwicklung der organischen Chemie«, das 1889 in Braunschweig erschien, wagte er, Engels' »Anti-Dühring« zu zitieren, obwohl ihm seine Fachkollegen sein

politisches Engagement übelnahmen. Mit dem Chemiker A. Spiegel hatte Schorlemmer jahrelang gemeinsam wissenschaftlich gearbeitet. Spiegel war wie viele seiner Zeitgenossen ein »unpolitischer Mensch«. Oft versuchte er, Schorlemmer von dessen Aktivitäten für die Sozialdemokratie abzubringen. »Was wollen Sie eigentlich?« fragte Spiegel einmal. Die Antwort: »Der Schorlemmer will, daß die Menschen nicht länger Schurlämmer sind.«

EXAKT GEANTWORTET

David Hilbert hat auf fast allen Gebieten der Mathematik Bedeutendes geleistet und das moderne »mathematische Weltbild« entscheidend mitgeprägt. Auf einem Kongreß sollte er vor Ingenieuren einige seiner Erkenntnisse und die sich daraus ergebenden Konsequenzen darlegen. Viele der Zuhörer erwarteten von dem berühmten Mathematiker auch Hinweise für ihre praktische Arbeit. Er mußte sie enttäuschen. Ob er nicht wenigstens den Unterschied zwischen reiner und angewandter Mathematik erklären könne? Hilbert schüttelte den Kopf. »Es soll Leute geben, die davon reden, daß es einen solchen gibt«, sagte er. »Dem ist jedoch nicht so. Beide haben gar nichts miteinander zu tun.«

ZU KURZ GERATEN!

Wenn Albert Einstein einen Vortrag hielt, war er stets bemüht, auch die kniffligsten theoretischen Aspekte und komplizierte Gedankengänge so darzustellen, daß ihn selbst die verstanden, die erst an der Pforte des neuen Erkenntnisgebäudes, das er errichtet hatte, angelangt waren. So war es auch diesmal. Er redete anderthalb Stunden. Als er geendet hatte, brandete Beifall auf. Unter den zahlreichen Zuhörern befanden sich weithin bekannte Kollegen des berühmten Physikers. Der Applaus war lang und herzlich. Hier waren ja Leute versammelt, die etwas von der Sache verstanden. Nur einer konnte sich nicht enthalten, das auch den Umsitzenden zu demonstrieren. An seinen Nachbarn gewandt, sagte er halblaut, doch so, daß es einige hören konnten: »Nur zu lang hat er gesprochen, leider viel zu lang!« Der Nachbar war Max Planck. »Wieso zu lang?« fragte er. »Sie sind nur zu kurz geraten für so etwas.«

DER ERSTERFINDER

Thomas Alva Edison liebte es nicht, in allzu lange und auch noch belanglose Gespräche verwickelt zu werden. Während eines Festessens mußte er neben einer sehr geschwätigen Dame sitzen, die auf den Schweigsamen unentwegt einredete. »Ach, Mister Edison«, meinte sie schließlich, »ich finde es einfach phantastisch, daß Sie es waren, der die erste Sprechmaschine erfand.« »Nicht doch«, entgegnete der berühmte Erfinder, »die ist schon lange vor mir gemacht worden – aus einer Rippe.«

ENTDECKT ODER ERFUNDEN?

Lew D. Landau weilte zu einem wissenschaftlichen Kongreß in der Schweiz. Eines Morgens wurde er an der Rezeption seines Hotels von dem Empfangschef, der sich für naturwissenschaftliche Dinge interessierte, gefragt, ob es stimme, daß er, Landau, die Superfluidität von flüssigem Helium erfunden habe. Landau antwortete: »Erfunden nun gerade nicht, wohl aber entdeckt.«

Der Empfangschef begriff das nicht und bat, diesen Unterschied zu erläutern. Landau dachte eine Weile nach. »Sehen Sie, Karl Marx brauchte die Ausbeutung nicht zu erfinden, sie existierte ja schon seit langem, aber entdeckt hat er ihr Wesen und ihren Wirkungsmechanismus.«

DIE ÜBERLEGENHEIT DER SCHIMPANSEN

Während eines offiziellen Banketts in London, an dem auch der Naturwissenschaftler John D. Bernal teilnahm, hielt ein Beamter des britischen Kriegsministeriums eine kurze, aber flammende Rede. »... das Recht, um die Ideale der Menschheit zu kämpfen und dafür mit Bewußtsein auf dem Schlachtfeld als Held für das Vaterland sein Leben zu opfern, das ist ein entscheidender Faktor, der den Menschen über das Tier erhebt!«

Nachdem sich die Gesellschaft in einzelne Gruppen aufgelöst hatte, ging Professor Bernal zu dem Redner. »Und doch, Herr Staatssekretär, um auf Ihren Vortrag zurückzukommen, in einer Hinsicht sind uns die Schimpansen erheblich überlegen: Sie schlagen sich nicht gegenseitig tot.«

DER ENTSCHEIDENDE UNTERSCHIED

Während eines Kongresses in London kam es im Foyer des Kongreßgebäudes zu einem Disput zwischen Joliot-Curie und einem namhaften Vertreter der US-Atombehörde.

Der Amerikaner sagte: »Da haben Sie und Ihre ganze Verwandtschaft in der Atomphysik gearbeitet, Nobelpreise in Empfang genommen, und nun sträuben Sie sich gegen ihre Anwendung!«

»Nicht gegen ihre Anwendung, mein Herr, nicht gegen ihre Anwendung – wohl aber gegen ihren Mißbrauch!«

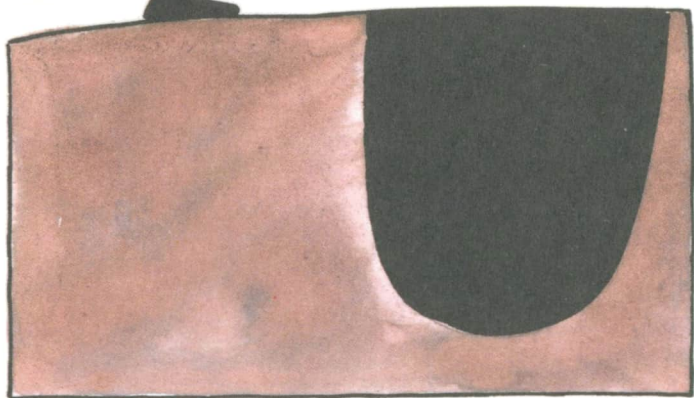


IN DEN AUGEN ANDERER

Bedenke, daß du zu jeder Erkenntnis
ihre Nutzanwendung setzen mußt,
damit die Wissenschaft nicht unnütz sei.

Leonardo da Vinci

So kann man das auch sehen! 91
Die Bedingung 91
Kant über Anekdoten 91
Kraft muß sein! 91
Wissenschaft als »tüchtige Kuh« 92
Das Ergebnis einer Nebentätigkeit 92
Man kann nicht ... 93



SO KANN MAN DAS AUCH SEHEN!

Eines Abends verließ Thales von Milet, begleitet von einer alten Frau, die ihm den Weg mit einer Laterne erhellte, seine Wohnung, um die Sterne zu beobachten. Plötzlich fiel er in eine Grube. Das erschrockene Weib schrie ihn an: »Du hältst dich für fähig, den Himmel zu erkennen, und kannst nicht einmal sehen, was dir zu Füßen liegt!«

DIE BEDINGUNG

Friedrich Hoffmann, Medizinprofessor zu Halle, war 1742 gestorben. Seine 200 Taler Jahresgehalt konnten nun anders »verteilt« werden. So bat der Kurator der Universitäten, Staatsminister Freiherr von Fürst, den König in einem Schreiben, dem Professor Georg Ludwig Böhmer, der bisher nur 30 Taler hatte, 100 Taler und dem Professor Junker, der noch gar kein Gehalt bekam, auch 100 Taler zu bewilligen. Der König schrieb an den Rand des Briefes: »Wenn er habil ist, gut, aber so es ein Esel ist, muß man einen andern suchen.«

KANT ÜBER ANEKDOTEN

In einer geselligen Runde, zu der auch Immanuel Kant gehörte, kam man auf einen Zeitgenossen zu sprechen, über den es viel zu erzählen gab. Schließlich meinte einer der Gesprächspartner, er habe manche Anekdote schon gehört, auf ähnliche Weise dargeboten, aber mit einem anderen berühmten Manne in Verbindung gebracht. Lächelnd entgegnete Kant: »Mich wundert das nicht. Große Männer sind wie Kirchturmspitzen. Um beide weht gewöhnlich viel Wind.«

KRAFT MUSS SEIN!

Hermann von Helmholtz hatte Medizin studiert und war als Arzt und Schwadronchirurg bei den Ulanen in Potsdam eingesetzt, wo er sich aber vor allem physikalischen Forschungen widmete. Gerade diese Studien waren es, die ihm den Ruhm einbrachten, »Bezwinger des großen Gesetzes« zu sein, das in allen physikalischen Prozessen wirksam ist. Als er das Ergebnis seiner Untersuchungen unter der Überschrift »Über die Erhaltung der Kraft« zusammengefaßt hatte, meinte einer

seiner Vorgesetzten aus der militärmedizinischen Anstalt: »Na, endlich mal was Praktisches.« Er dachte an die Einsatzfähigkeit seiner Rekruten.

WISSENSCHAFT ALS »TÜCHTIGE KUH«

Wenn wissenschaftliche Entdeckungen technisch als Erfindungen verwertbar werden und sich günstige Technologien anbieten, entwickeln sie sich zu wirtschaftlichen Machtfaktoren und Quellen des Reichtums.

Es gibt zahlreiche Beispiele aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, daß Männer aus dem Bereich der Naturwissenschaften und der technischen Wissenschaften ihre bahnbrechenden Erfinder- und Entdeckerleistungen in eigenen Fabriken selbst vermarkteten.

Herausragend auf diesem Gebiet war Werner von Siemens, der in Deutschland ein Imperium der Elektrotechnik errichtete.

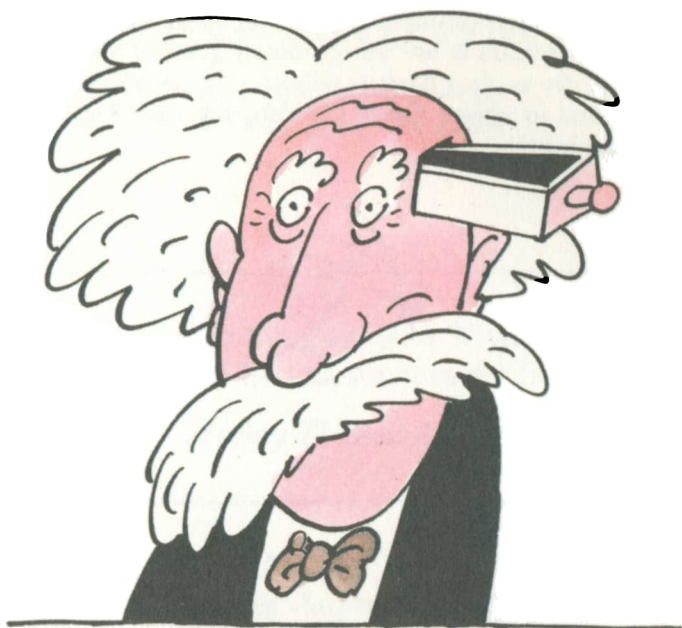
Einer der ehemaligen Studienkollegen des Werner von Siemens, Professor an einer technischen Hochschule, wurde von einem Studenten gefragt, wie es möglich war, daß ein Wissenschaftler in so kurzer Frist zu einem mächtigen Industrieboß werden konnte. Der Professor wiegte sinnend das Haupt und antwortete mit einem Schillerwort:

»Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern eine melkende Kuh, die ihn mit Butter versorgt.«

DAS ERGEBNIS EINER NEBENTÄTIGKEIT

Albert Einstein war 1902 am Berner »Eidgenössischen Amt für geistiges Eigentum« – wir würden heute dazu Patentamt sagen – als Referent, Experte III. Klasse, wie es amtlich hieß, angestellt worden. Er hatte Patentanmeldungen zu bearbeiten. Sich mit anderen Dingen während der Dienstzeit zu beschäftigen war auch schon damals nicht gestattet. Dennoch – allzuviel Arbeit lag nicht an. Da es Einstein nicht lassen konnte, sich theoretisch mit den Problemen von Raum und Zeit auseinanderzusetzen, mußte er die mit Berechnungen und Notizen gefüllten Zettel immer rasch in der Schublade verschwinden lassen, wenn der Direktor auf seinem täglichen Rundgang nahte.

Das Ergebnis dieser verbotenen Nebentätigkeit hat später

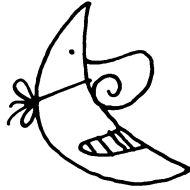


auch Einsteins ehemaligen Hochschullehrer Hermann Minkowski überrascht. Im Jahre 1908 sagte er: »Dem Einstein hätte ich so was gar nicht zugetraut. Das war doch früher ein richtiger Faulpelz.«

MAN KANN NICHT ...

Karl Ziegler erzählte eine amüsante Geschichte, in der vom »Goldmachen« die Rede ist: »In einem Gremium, dem auch ich angehörte, wurde für das Prägen einer Gedenkmedaille eine geringe Menge Gold benötigt. Es war für mich ein Vergnügen, die Mittel zum Erwerb des Goldes aus meiner Tasche zu stiften. Einer meiner Kollegen, der es ausgezeichnet versteht, bestimmte Ereignisse und Sachverhalte in seinen Ansprachen besonders humorvoll, geistreich und nett einzukleiden, ging auf das Zustandekommen der Stiftung dieser Medaille in seiner Rede folgendermaßen ein: »Bekanntlich hat es Professor Ziegler verstanden, aus der Zusammensetzung von Aluminium und Titan Gold zu machen (die neuen Polymerisations-Katalysatoren werden durch Mischen von organischen Aluminiumverbindungen und Titanverbindun-

gen hergestellt). Auf diese Weise sind wir an das Gold gekommen, welches er uns uneigennützig gestiftet hat.« – Ein Bankier, der an dem Bankett teilnahm, fragte höchst interessiert und in vollem Ernst: »Ach so, wie das? Kann man denn das jetzt?«

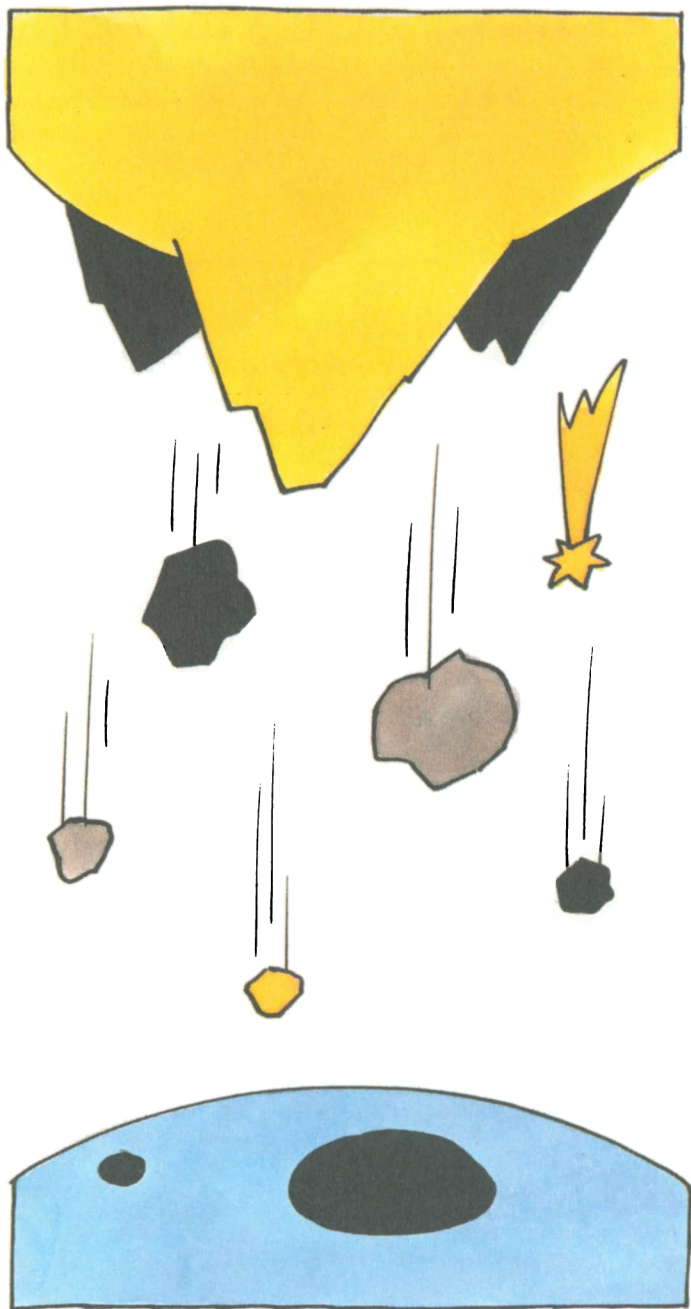


KLEINE UND GROSSE IRRTÜMER

Der größte Feind des Wissens
ist nicht der Irrtum, sondern die Trägheit.

Henry Thomas Buckle

Na klar!	97
Goethes »Superiorität«	97
Nur theoretisch!	97
Wenn die Brille fehlt	98
Nichts mehr zu holen?	98
Zu schülerhaft!	99
Der Irrtum	99
Für den Zirkus reicht es	100



NA KLAR!

Auch der berühmte Chemiker Antoine Laurent Lavoisier gehörte zu den Unterzeichnern eines Erlasses der Pariser Akademie der Wissenschaften, der die Mitteilung über Meteoriten, über »Steine, die vom Himmel gefallen waren«, als Unsinn bezeichnete, da es ja am Himmel keine Felsen gebe, von denen sie stammen könnten.

GOETHE'S »SUPERIORITÄT«

Der Weimarer »Dichturfürst« war auch zeitlebens den Wissenschaften zugetan. Bekannt sind seine geologischen, botanischen und zoologischen Studien. Bei anatomischen Vergleichen entdeckte er ja auch 1784 den Os intermaxillare, den »Zwischenkieferknochen«. Mit besonderem Interesse widmete sich Goethe jedoch auf seiner Italienreise, angeregt von der Pracht der südlichen Landschaft und inspiriert durch seine Malleidenschaft, der Farbenlehre. Das Ergebnis dieser »optischen Studien« war seine »Theorie der Farben«, die er als Widerlegung aller bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse auf diesem Gebiet, insbesondere der Newtons, betrachtete. In einem Gespräch mit seinem Sekretarius Johann Peter Eckermann traf er am 19. Februar 1829 eine von der Nachwelt oft belächelte Fehleinschätzung seines langen Dichter- und Gelehrtenlebens: »Auf alles, was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele.«

NUR THEORETISCH!

Mitunter unterschätzen auch große Geister die praktische Verwertbarkeit ihrer Entdeckungen und Erfindungen. Das schmälert keineswegs ihre Verdienste.

Nach der Strecke Nürnberg–Fürth baute man in Deutschland 1839 die zweite Eisenbahnverbindung zwischen Leipzig und Dresden. Wilhelm Weber hatte in Göttingen zusammen mit Carl Friedrich Gauß Versuche mit einem elektrischen

Telegraphen erfolgreich abgeschlossen. Die Leitung des Eisenbahnunternehmens wandte sich deshalb 1837 an Professor Weber, den von ihm erfundenen elektrischen Telegraphen auf der Strecke Leipzig–Dresden als Signalanlage anwenden zu dürfen.

Webers Antwort war niederschmetternd: »Ich gebe zu, daß der Gedanke an einen Eisenbahntelegraphen etwas sehr Schönes ist. Nur irren Sie gewaltig, wenn Sie meinen, die Idee sei realisierbar. Alle jene Dinge, die wir mit dem Telegraphen anstellen, sind von rein theoretischem Wert. Es ist deshalb geradezu eine Utopie, glauben zu wollen, daß der elektrische Telegraph jemals im Signaldienst der Eisenbahn verwendet werden könnte.«

WENN DIE BRILLE FEHLT

Als der junge Chemiker Otto Hahn im Herbst 1905 in Ernest Rutherfords Institut eintraf, mußte er zunächst über sein neu entdecktes »Element« Radiothorium berichten. Rutherford war ziemlich skeptisch, aber zugleich erstaunt, als ihm Hahn nicht nur das von Rutherford und Soddy entdeckte Thorium X vorweisen konnte, sondern auch etwas Neues, eben das, was er Radiothorium nannte.

Auch der bekannte Radiochemiker Boltwood äußerte gegenüber Rutherford: »Das Radiothorium des Herrn Hahn scheint mir eher ein Kompendium von Thorium X und – hm, sagen wir gelinde – Unbefangenheit zu sein.«

Aber es währte nicht lange, da mußte Boltwood seinen Irrtum eingestehen. Von Rutherford an seinen Ausspruch erinnert, meinte er zu Hahn: »Ich hatte damals wohl meine Brille zu Hause gelassen.«

NICHTS MEHR ZU HOLEN?

Max Planck hatte 1879 in München seine Dissertation verteidigt und mußte sich nun entscheiden, auf welchem Gebiet er künftig arbeiten wollte. Von seinem Lehrer Philipp von Jolly hoffte er einen Rat für eine wissenschaftliche Laufbahn zu erhalten. Der bekannte Gelehrte fragte ihn, was er sich denn selbst für Gedanken darüber gemacht habe. Planck hatte seine Vorliebe für die theoretische Physik längst entdeckt und sprach das auch sofort aus. Doch von Jolly winkte ab. »Theo-

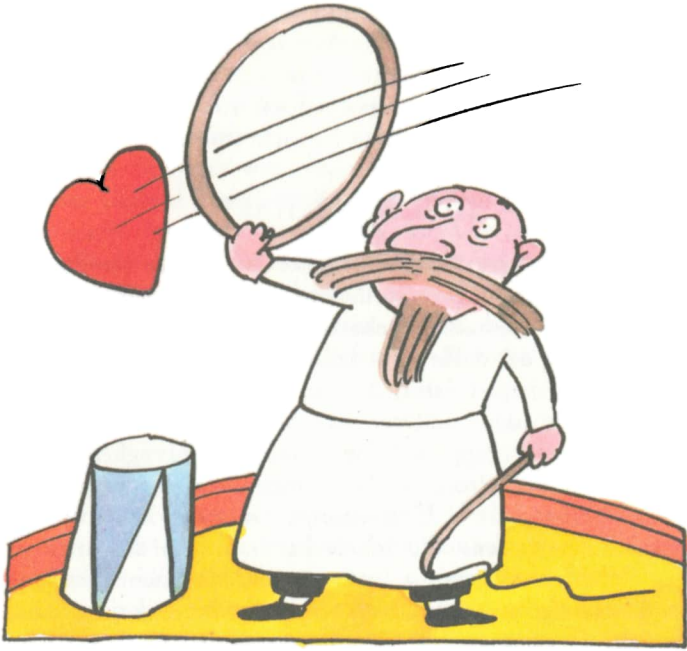
retische Physik, das ist ja ein ganz schönes Fach ... Aber grundsätzlich Neues werden Sie darin kaum mehr leisten können ... Man kann wohl hier und da in dem einen oder anderen Winkel ein Stäubchen noch auskehren, aber was prinzipiell Neues, das werden Sie nicht finden.«

ZU SCHÜLERHAFT!

Der Heidelberger Astronom Max Wolf, der durch den Einsatz fotografischer Methoden in der astronomischen Forschung Bedeutendes geleistet und mit seinen Ideen die Entwicklung der dafür erforderlichen Geräte vorangebracht hat, ist ein Beispiel dafür, daß ein hochspezialisierter Fachmann kühne Ideen anderer manchmal nicht richtig einzuordnen vermag. Hermann Oberth hatte eine Flüssigkeitsrakete konstruiert und Professor Wolf angeboten, die Ergebnisse seiner konstruktiven Überlegungen in einer Doktorarbeit zusammenzufassen. »Zu schülerhaft!« lautete die Antwort des Gelehrten. Auch die Vertreter anderer Fachrichtungen fanden kein günstigeres Urteil. Sogar den Technikern war das Projekt zu phantastisch. Doch Oberth verzagte nicht. Im Jahre 1923 veröffentlichte er sein Werk »Die Rakete zu den Planetenräumen« auf eigene Kosten. Ermutigt dazu hatte ihn auch die Erinnerung an seinen Siebenbürger Großvater Friedrich Krasser, der schon 1869 in einer Tischrunde gesagt haben soll: »In hundert Jahren landen Menschen auf dem Mond.« – Eine der wenigen Voraussagen in der Wissenschaftsgeschichte, die auf das Jahr genau zutraf.

DER IRRTUM

Während eines Gesellschaftsabends wurde der Mathematiker David Hilbert von einer älteren Dame angesprochen und nach einem seiner ehemaligen Mitarbeiter befragt. Die Dame erklärte Hilbert ziemlich umständlich, welchen jungen Mann sie meinte. Endlich wußte der Professor, nach wem sich die Dame erkundigte, und ärgerlich antwortete er: »Ach, den meinen Sie. Der ist längst nicht mehr bei mir. Das sah anfangs alles hoffnungsvoll aus. Doch welch folgenschwerer Irrtum! Irgendwo im Süddeutschen soll er sich wohl jetzt als Philosoph und Dichter herumtreiben. Für die Mathematik hatte er viel zu wenig Phantasie.«



FÜR DEN ZIRKUS REICHT ES

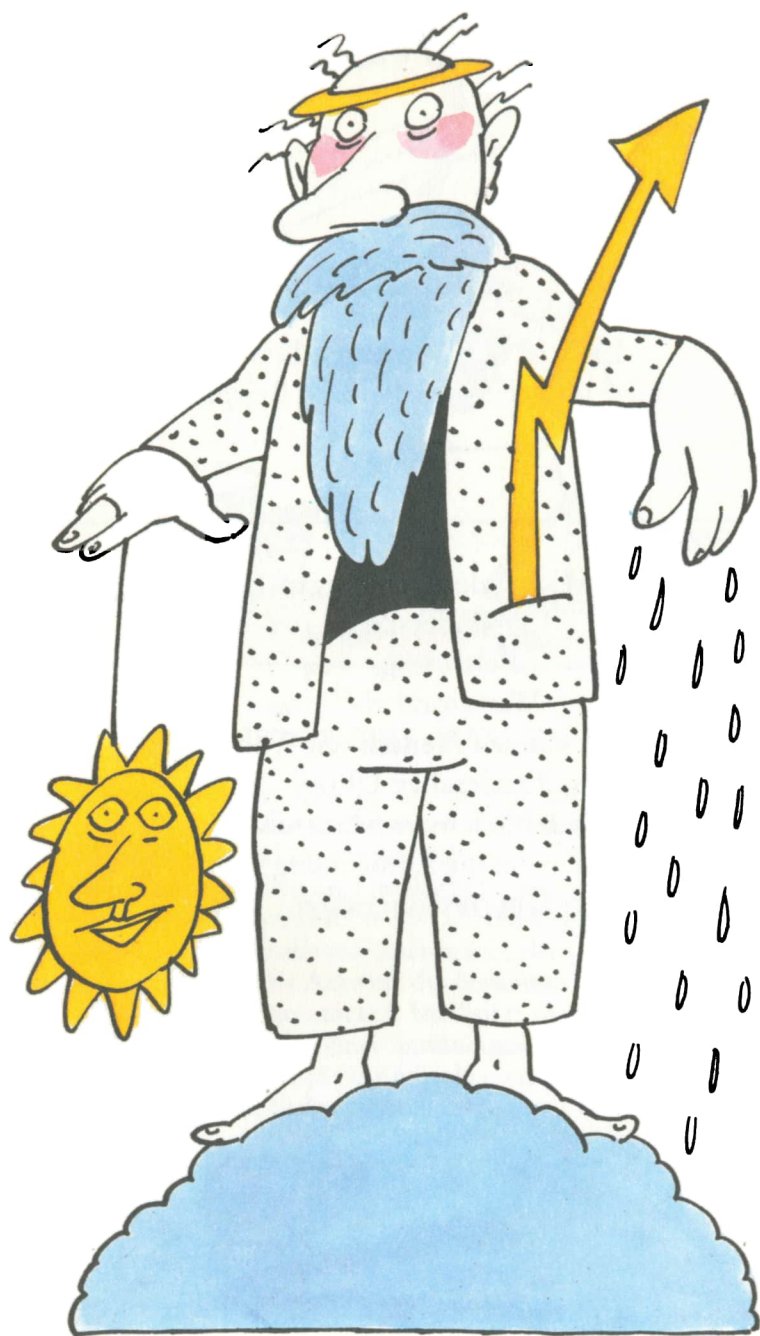
Werner Forßmann, Chirurg und Urologe, hatte im Jahre 1929 in einem Selbstversuch bewiesen, daß man einen Katheter auch in eine Herzkammer einführen kann. Mit seiner Arbeit über die Möglichkeit des Herzkatheterismus wollte er sich an der Berliner Universität für ein Lehramt bewerben. Sein Anliegen trug er Ferdinand Sauerbruch, dem Ordinarius für Chirurgie, vor. Die Antwort des berühmten Arztes lautete: »Mit solchen Kunststücken habilitiert man sich in einem Zirkus und nicht an einer anständigen Klinik.« – Werner Forßmann erhielt 1956 für Entdeckungen auf dem Gebiet des Herzkatheterismus den Nobelpreis.

IMMER ENGAGIERT

Lang ist der Weg durch Lehren,
kurz und erfolgreich durch Beispiele.

Seneca

Eine weitreichende Rechnungsprüfung	103
Ein Trauerspiel	103
Belehrung	104
»Wetterorakel«	104
Für der ganzen Menschheit Wohl	105
Die Thieleschen Uhren	105
»Für dich bin ich der Schorsch!«	106
Eine verpaßte Entdeckung	108
Der Überzeugungstäter	109



EINE WEITREICHENDE RECHNUNGSPRÜFUNG

Johannes Kepler, seit 1612 in Linz ansässig, ließ als vorsorglicher Hausherr nach seiner zweiten Heirat im Jahre 1613 auch den Weinkeller mit neuen Vorräten versehen. Die Fässer, die zum Anwesen des kaiserlichen Mathematicus gebracht wurden, waren jedoch von sehr unterschiedlicher Form. Den Inhalt ermittelte der Verkäufer mit Hilfe einer Visierrute, ein Verfahren, das den Gelehrten befürchten ließ, er werde übervorteilt. Der Händler »steckte nämlich die Spitze des Stabes in die Einfüllöffnung des vollen Fasses schief hinein bis zum untersten Rand der beiden kreisförmigen Holzdeckel, die wir in der einheimischen Sprache die Böden nennen«, schrieb Kepler. »Wenn dann beiderseits diese Länge vom obersten Punkt des Faßrunds bis zum untersten Punkt der beiden kreisförmigen Bretter gleich erschien, dann gab er nach der Marke, die an der Stelle, wo diese Länge aufhörte, in den Stab eingezeichnet war, die Zahl der Eimer an, die das Faß hielt, und stellte, dieser Zahl entsprechend, den Preis fest ... Als neuem Ehemann erschien es mir als angemessene Aufgabe, ... die Zuverlässigkeit dieser einfachen, für den Haushalt so notwendigen Meßmethode an den geometrischen Gesetzen zu prüfen und ihre Grundlagen, falls es solche gäbe, klar darzulegen.«

Tatsächlich fand Kepler eine Methode zur Berechnung von Körpern, die von gekrümmten Oberflächen begrenzt werden.

Eine Weinrechnung, die ihm nicht ganz »geheuer« erschien, wurde so zum Anlaß für die grundlegenden Vorarbeiten, die Kepler zur modernen Integralrechnung leistete.

EIN TRAUERSPIEL

Abraham Gotthelf Kästners Urteil in Sachen Poesie galt etwas. Kein Wunder, daß manche, die sich für Dichter hielten, um die Gunst des »gestrengen Meisters« warben. Einmal hatte ihm ein Stückeschreiber die Lektüre eines seiner Trauerspiele regelrecht aufgeschwatzt. Kästner, ob seiner Nachgiebigkeit mit sich unzufrieden, las das Stück mit immer größerem Widerwillen. Auf den unteren Rand des letzten Blattes schrieb er dann:

»Den Zweck des Trauerspiels, den weiß er zu erreichen:
Das Mitleid mit dem Stück und Furcht vor mehr der-
gleichen.«

BELEHRUNG

Johann Wolfgang Goethe war nach seinen Leipziger Studentenjahren in heimatlichen Gefilden von schwerer Krankheit genesen und ging nun 1770 nach Straßburg, um das Studium fortzusetzen. Unter dem Einfluß Herders geriet er hier in den Bann der Volkspoesie und der Schöpfungen der Gotik. In seinem Innersten war er von den neuen, vielfältigen Eindrücken zutiefst aufgewühlt. Professor Stöber schrieb über ihn: »Goethe muß, wie man fast durchgängig von ihm glaubt, in seinem Obergebäude einen Sparren zuviel oder zuwenig haben.«

Tiefen Eindruck machte auf Goethe das gewaltige Bauwerk des Straßburger Münsters. Einmal stand er, ergriffen von Bewunderung, vor dem großen Portal, als ein junger Mann mit einem Karren, einen Gassenhauer pfeifend, dahergezogen kam. Goethe, aus seiner Verzückung gerissen, trat dem Karrenzieher in den Weg, gab ihm eine Ohrfeige und schrie, mit theatralischer Geste auf das Portalweisend: »Staune, du Lümmel!«

»WETTERORAKEL«

Zu der Zeit, als die Wettervorhersage noch in den Anfängen steckte, waren Forscher, die sich der Meteorologie widmeten, in besonderem Maße Fragen von Nachbarn, Freunden und auch Unbekannten ausgesetzt, ob sie am nächsten oder übernächsten Tag mit Regen zu rechnen hätten, ob nicht doch die Sonne scheine, ob es kälter werde oder nicht usw. Verständlich, daß die meisten Forscher derartigen Fragen am liebsten auswichen. Wer wollte schon seinen Ruf als Wissenschaftler durch Orakeleien aufs Spiel setzen? Georg von Neumayer, Direktor der Hamburger Seewarte, sagte einmal auf die Frage nach dem Wetter der nächsten Tage: »Ja, wenn ich das wüßte, brauchte ich doch nicht hier für 500 Gulden im Jahr als Professor zu arbeiten.« Nicht so genau nahm es der Göttinger Astronom Wilhelm Klinkerfues, der großzügig das Wetter in Aussicht stellte, das sich die Fragesteller erhofften und der

deshalb auch bald den Spitznamen »Flunkerkie« erhielt. Einmal wies er jedoch eine Wäscherin, die für den nächsten Tag Sonnenschein brauchte, mit den Worten ab: »Wären Sie doch eine Stunde früher gekommen! Eben habe ich einem Bauern Regen zugesagt. Versprochen ist versprochen!«

FÜR DER GANZEN MENSCHHEIT WOHL

Jedem ist bewußt, welch hohe Bedeutung die Röntgentechnik in der Medizin erlangt hat und daß damit ein Instrument von unschätzbarem Wert für die Diagnostik entstanden ist.

Rascher als mancher gegenüber der Erfindung der Röntgenapparaturen mit Vorbehalten und Skepsis belastete Mediziner hatten Industrielle den Wert von Röntengeräten erkannt. So schickte die AEG schon bald einen Beauftragten zu Wilhelm Conrad Röntgen, um ihn zu bewegen, dem Unternehmen die lukrative Erfindung zu verkaufen. Eine hohe Summe wurde geboten.

Doch der Mann hatte keinen Erfolg. In seinem Bericht an die Unternehmungsleitung schrieb er: »Röntgen erklärte, daß er durchaus . . . der Auffassung sei, daß seine Erfindungen und Entdeckungen der Allgemeinheit gehören und nicht durch Patente, Lizenzverträge und dergleichen einzelnen Unternehmen vorbehalten bleiben dürfen . . .«

DIE THIELESCHEN UHREN

Hermann Staudinger war von 1903 bis 1907 als Assistent bei Johannes Thiele in dessen bemerkenswert geführtem Institut in Straßburg tätig. Darüber berichtete er unter anderem folgendes: »Alle Kollegen, die damals mit mir bei Thiele arbeiteten, erinnern sich mit Bewunderung an die Art, wie Thiele seine Aufgaben als Direktor und Chef des Instituts löste, welch pädagogisches Geschick er anwendete, um eine eiserne Disziplin durchzusetzen. Thiele war in puncto Ordnung und Pünktlichkeit fast pedantisch und selbst allen Mitarbeitern leuchtendes Vorbild. Das Institut wurde deshalb mustergültig geführt. Andererseits war Thiele ein verständnisvoller, ja ein geradezu ausgesprochen liebenswürdiger Mensch. »Fünf Minuten zu spät, das ist liederlich«, pflegte er zu sagen. »Wenn Sie dringend Besorgungen haben, dann gebe ich Ihnen einen halben Tag frei.«



Tag für Tag ging Thiele Punkt 8 Uhr durch die Labors. Ver-
mißte er einen Mitarbeiter, wartete er mit der Uhr in der Hand
auf den Säumigen. Kam einer in kürzeren Zeitabständen
dreimal zu spät, so schenkte ihm der listige Thiele eine Uhr
mit der Bemerkung: »Trotz Ihres auskömmlichen Gehaltes
sind Sie, Herr Kollege, anscheinend auf die Dauer nicht in der
Lage, sich eine genaue Uhr zu leisten. Ich gestatte
mir der Ordnung des Instituts zuliebe, Ihnen heut' eine zu
schenken.«

»FÜR DICH BIN ICH DER SCHORSCH!«

Duckmäuser, Schöntuer mochte er nicht. Stolz war er darauf,
schon in jungen Jahren als der »rote Mayer« bekannt gewesen
zu sein, obwohl ihm seiner Herkunft gemäß eine gut bürger-
liche Existenz »vorausbestimmt« war. Sich an seine
Studentenjahre erinnernd, sagte er einmal: »Zu meiner Zeit
gab's in Würzburg drei Mayer.« Und er ließ keinen Zweifel
daran, daß er selbst die drei Haupt»tugenden«, denen diese
ihren »Ruf« verdankten, in einer Person »verkörpert« hatte:
»Alle drei – das war ich!« Bald schon war die einstige Mayer-

sche Dreieinigkeit in aller Munde. Den »Rauf-Mayer« bestätigte der markante Schmiß, der sich über die linke Wange zog – unübersehbar. Die Trinkfestigkeit war ohnehin bekannt, und das »Dritte« glaubte man dem vitalen Mann gern.

Von 1950 bis 1963 war Professor Dr. sc. Dr. h. c. mult. Georg Mayer, von vielen »Schorsch« Mayer genannt, Rektor der Alma mater Lipsiensis. Ein Wissenschaftler von Rang und Namen, eine faszinierende Persönlichkeit, ein Mann großer Ausstrahlungskraft, politischer Weitsicht und Prinzipienfestigkeit. Seine menschliche Wärme, seine robuste Herzlichkeit waren die Grundlagen seiner Volkstümlichkeit. Seine an klassischen Vorbildern geschulte Rhetorik erweckte Begeisterung, wo auch immer er sprach, ideenreich, wortgewaltig, geistsprühend, witzig-humorvoll, aber auch kompromißlos kritisch, ja bissig-sarkastisch, wenn es sein mußte.

Wer heute auf »Schorsch« Mayer zu sprechen kommt, erinnert sich an Begebenheiten, die Anekdote geworden sind. So auch die erste Begegnung mit einem neuen Pfortner des Rektoratsgebäudes in der Leipziger Ritterstraße. Der Zerberus hatte ehrerbietig »Guten Morgen, Magnifizenz!« ausgerufen und sich tief vor dem das Gebäude betretenden Rektor verneigt. Wie angewurzelt blieb Georg Mayer stehen: »Ich will dir mal was sagen: Wenn ich ins Bad steige, sehe ich auch nicht anders aus als du. Also merke dir: Für dich bin ich der »Schorsch!« Er gab ihm die Hand, nickte freundlich und stieg würdevoll – ganz Magnifizenz! – die breite Treppe zu den Rektoratsräumen empor.

Unvergessen auch eine Episode aus dem Jahre 1958: In einer Senatssitzung prallten die Meinungen aufeinander. Neues, der neuen Gesellschaftsordnung Gemäßes stieß auf Vorbehalte älterer Senatoren. Der von klassisch-humanistischen Bildungsidealen geprägte akademische Geist dürfe nicht von der Unrast der Tagespolitik erfaßt werden. Bewährtes dürfe nicht voreiligen Experimenten zum Opfer fallen. Einige zitierten römische Klassiker, um ihre den Traditionen der Alma mater verpflichtete Haltung zu untermauern.

Eine Einigung schien in immer weitere Ferne zu rücken. Würde man ohne einen gemeinsamen Beschluß auseinandergehen müssen?

Georg Mayer legte die Zigarre aus der Hand. Er erhob sich bedächtig, ein wenig die Stirn runzelnd, blickte in die Runde, in der es plötzlich still wurde. »Verehrte Senatoren!« sagte er.

»Wenn aneinander vorbei geredet wird, entsteht eine Situation wie diese hier. Sie gebietet eine außergewöhnliche Verständigung! Nutzen wir deshalb eine Sprache, deren sich einige Herren hier schon zu bedienen verstanden und deren Eindeutigkeit, wie zu bemerken war, unumstritten ist.« Und er sprach lange in klarem, flüssigem Latein. Zum Schluß dann in deutsch: »So erlaube ich mir denn die Frage, ob Sie gegen meine Darlegungen etwas einzuwenden haben.« Und da alle schwiegen – einige, wie es schien, sehr verlegen –, nickte er nur: »Dann werden wir, wie dargelegt, verfahren.«

EINE VERPASSTE ENTDECKUNG

Zu den bedeutendsten Pionieren des wissenschaftlich-technischen Fortschritts gehört Manfred von Ardenne; von Jugend an – über viele Jahrzehnte hinweg – handelte er nach der Maxime: »Nutzt jede Stunde so aus, daß ihr sie später gut verwendet findet!« Als Sechzehnjähriger erlangte er sein erstes Patent. Es schützte sein »Verfahren zur Erzielung einer Tonselektion, insbesondere für die Zwecke der drahtlosen Telegraphie«. Den Breitbandverstärker, die Grundlage für die Mehrfachröhre, deren Verwendung den Rundfunkempfang wesentlich verbessern half, entwickelte er als Achtzehnjähriger. Fünf Jahre später verwirklichte er seine Idee, mit Hilfe von Elektronenröhren Bilder zu übertragen. Hunderte von weiteren Erfindungen folgten. Daß es in einem langen Forscherleben auch ungenutzte, weil unerkannte Chancen geben kann, zeigt eine Episode aus jener Zeit, in der der Einsatz der neuen Verstärker mit breiten Frequenzbändern auf den verschiedensten Gebieten neue Erkenntnisse erhoffen ließ: Eine Zeitlang ging man im Labor Manfred von Ardennes auch der Vermutung nach, »daß dem Denken des Menschen höherfrequente elektrische Vorgänge zugeordnet sind, bei denen dann eine Fernwirkung erklärlich, ja zu erwarten gewesen wäre«. Ein Apparat zum »Abhören von Gedanken« schien möglich zu sein. Von Experimenten mit einer elektrodenbestückten Versuchsperson erhoffte man Aufschlüsse darüber. »Eine elektrische Gedankenübertragung einstellbarer Stärke, eine neue Form des Unterrichts mit Denkverbindung vom Lehrer zum Schüler, ein neuer Weg zur Leitung der Arbeit von Menschen und zur Aufklärung von Verbrechen wäre mit der Verstärkermethode denkbar gewesen.« Doch

aus diesen »fast teuflischen Möglichkeiten« wurde nichts. »Nur schwache, undefinierte, niederfrequente Wechselspannungen, die auch besonders durch Muskelbewegung stimuliert wurden, waren zu beobachten. Für diese Erscheinungen interessierte ich mich aber wegen der geschilderten Zielsetzung nicht weiter, leider!« schrieb Manfred von Ardenne. Einige Jahre später erkannte er: »Hier habe ich unmittelbar vor der Entdeckung des Elektro-Encephalogramms gestanden.« Manfred von Ardenne beherzigte fortan die Lehre: »Man soll eben auch dann weiterforschen, wenn etwas gefunden wird, das nicht gesucht oder erwartet wurde!«

DER ÜBERZEUGUNGSTÄTER

Zu Beginn der sechziger Jahre war Max Steenbeck im Forschungsrat der DDR mitverantwortlich für die Vergabe von Forschungsmitteln. Eine Aufgabe, die nicht nur Freunde hervorbringt. Steenbeck versuchte dabei redlich, nach bestem Wissen und Gewissen zu werten und zu entscheiden.

Er pflegte zu sagen: »Falls Sie, werter Kollege, sich benachteiligt fühlen sollten, dann verurteilen Sie mich. Aber bitte als Überzeugungstäter!«

Die Ansprüche eines der Institutsdirektoren fand Steenbeck reichlich überzogen, zumal sich seit einigen Jahren die in das Institut gestellten Erwartungen nicht erfüllt hatten. Er sagte zu ihm: »Im Vertrauen, Herr Kollege, die Öffnung, in die Sie mich ersuchen, Geld hineinzuschütten, ist um einige Nummern zu groß. Der Schieber aber an der Öffnung, wo wir die Ergebnisse erwarten, ist seit langem leider rettungslos verklemmt! Den sollten Sie reparieren lassen.«

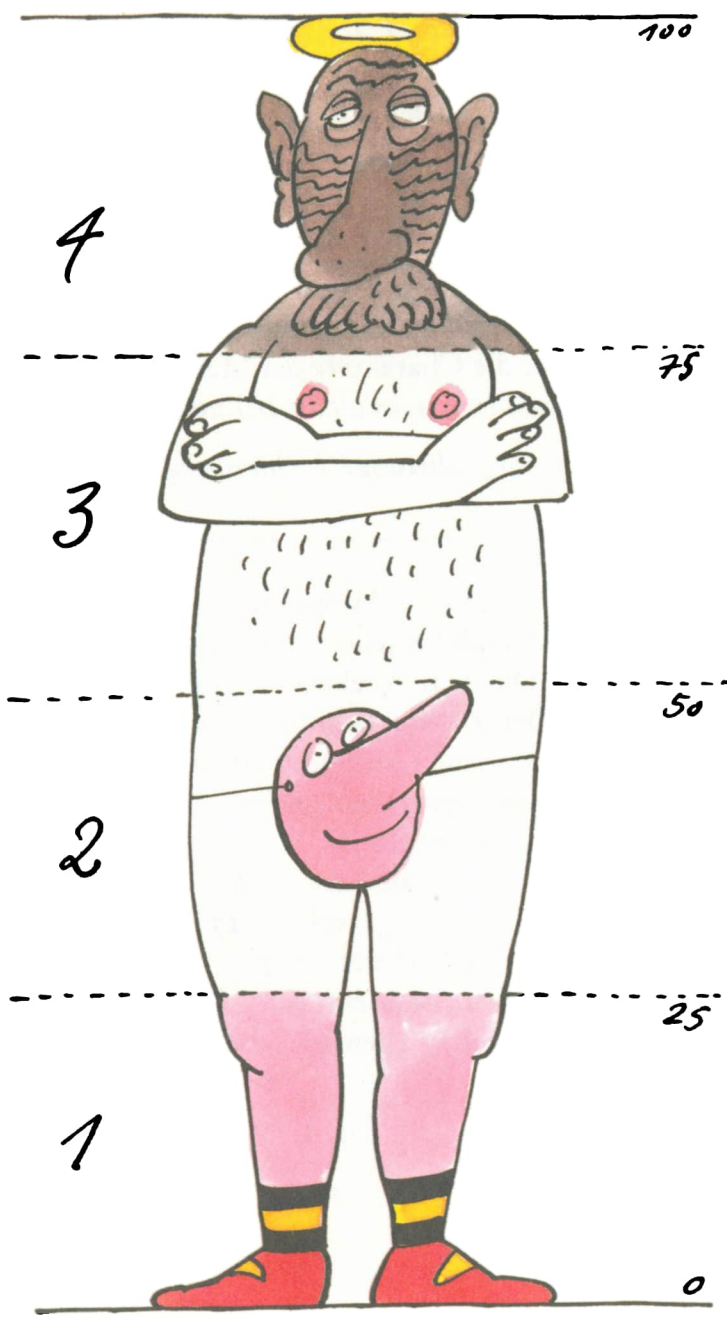


»DASS ER EIN MENSCH IST ...«

Über nichts wird flüchtiger geurteilt
als über die Charaktere der Menschen,
und doch sollte man in nichts behutsamer sein.

Georg Christoph Lichtenberg

Drei Fragen des Hippokrates	113
Epitaph für jedermann	113
Die Anti-Anekdote	114
Den Zweifel behoben	114
Woran man einen Professor erkennt	114
Selbstdiagnose fehlgeleitet	115
Biers Rache	116
Theatralisches	116
Umsonst gezech	117
Überlistet	117
Entwicklungsetappen	117
Mühsam genug!	118



DREI FRAGEN DES HIPPOKRATES

Zu Hippokrates kam ein geschwätziger Nachbar, um ihm Neuigkeiten über einen anderen Nachbarn zu erzählen. Der Arzt, der den Besucher, ohnehin als Störenfried bekannt, nicht mochte, sprach zu dem Manne: »Ehe du mir deine Nachricht zu Gehör bringst, laß uns überprüfen, ob die Neuigkeiten drei Fragen standhalten. Laß uns zunächst ergründen, ob du überzeugt bist, daß sie auch wahr sind.«

Der Mann ward unsicher. »Das muß ich wohl annehmen, denn . . . doch, ich glaube schon.«

Hippokrates fuhr fort: »Nun, ganz so sicher bist du nicht. Also messen wir die Neuigkeiten an der zweiten Frage. Meinst du, lieber Freund, daß sie auch gut sind?«

Der Nachbar wurde ungeduldig und begann zu stottern. »Gut, nein, eigentlich – nein, gut sind sie nicht.«

Hippokrates lächelte und sprach vor sich hin: »Dachte ich es mir doch.« Und an den Besucher gewandt: »Darum laß uns die dritte Frage stellen. Bist du überzeugt, mein Freund, daß die Neuigkeit, die du mir mitzuteilen beabsichtigst, sowohl für dich als auch für den Nachbarn wie für mich von Nutzen sein könnte – dergestalt, daß der Nachbar sich darüber freuen würde, wenn du sie mir überbringst.« Da errötete der Mann. »Nein, das ist nicht der Fall.« Hippokrates wandte sich ab. Er sagte nur: »Was stehst du hier herum und stielst mir meine Zeit? Deine Neuigkeit taugt nichts.«

EPITAPH FÜR JEDERMANN

Der Mathematiker Abraham Gotthelf Kästner galt als ein Mensch voller Weisheit und Güte. Aber er geriet hin und wieder auch in Zorn, wenn ihm etwas mißfiel. Um sein inneres Gleichgewicht wiederzufinden, griff er dann zu Federkiel und Papier und schrieb ein bissiges Epigramm auf den Verursacher seiner Mißstimmung. Beweise seines poetischen Könnens lieferte er jedoch auch bei erfreulichen Anlässen oder im Freundeskreis. Einmal war in einer heiteren, vergnügten Runde die Aufgabe gestellt worden, eine Grabinschrift zu finden, die auf jeden passe. Kästner war der einzige, der diese Aufgabe zu lösen vermochte. Er dichtete:

»Lieber Leser, hier liegen meine Gebeine,
Viel lieber säh' ich's, es wären deine.«

DIE ANTI-ANEKDOTE

Goethe, so wird berichtet, habe in seiner Sterbestunde – gleichsam symbolisch – mit seinen letzten Worten »Mehr Licht!« gefordert. Tatsache ist, daß ihm diese Worte erst nach seinem Tode sozusagen anekdotisch zugeschrieben worden sind. Sie sind deshalb nicht unwahr, sondern charakterisieren treffend sein der ganzen Menschheit verbundenes Streben nach Wahrheit, Menschenliebe und Menschlichkeit. In ähnlicher Form, bei anderer Gelegenheit, wenige Wochen vor seinem Tode, auf dem Krankenbett liegend, hat er sie ja auch gesprochen, als er zu seinem Diener sagte: »Mach doch den anderen Fensterladen auf, damit mehr Licht hereinkommt!« Und welche Worte waren nun seine letzten? Seine Schwiegertochter Ottilie, die ihn umsorgte, bat er leise: »Setze dich zu mir, liebe Tochter, und gib mir dein liebes Pfötchen!«

DEN ZWEIFEL BEHOBEN

Max Planck besichtigte das physikalische Institut einer Universität. Hier begegnete er zum ersten Mal einer Apparatur, die die einzelnen Lichtquanten registrierte und das durch Knacken anzeigte. Planck stand lange Zeit schweigend vor dem Gerät und hörte zu. Dann lächelte er und murmelte: »Ja, also gibt es sie doch.«

WORAN MAN EINEN PROFESSOR ERKENNT

In einer engen Berner Gasse hatte Einstein nach der Hochzeit mit Mileva Marić eine Mansardenwohnung bezogen. Da aus seiner Jackettasche stets Bleistift und Papier herausragten – auch bei Besorgungen oder wenn er ihr Kind ausfuhr – und da er des öfteren stehenblieb, um etwas zu notieren, war er bald in den Ruf geraten, ein »gelehrtes Haus« zu sein. Der Hauswirt, ein kleiner Händler, sprach ihn deshalb auch mit »Herr Professor« an. Schließlich war es Einstein zuviel. »Nennen Sie mich doch nicht immer Professor. Die Leute könnten mich sonst für einen Hochstapler halten. Ich bin kein Professor. Wieso eigentlich halten Sie mich für einen?« »Oh«, erwiderte der Mann, »Sie sehen doch so aus. Ihnen fehlen zwei Knöpfe an der Weste.«

Frau Mileva führte einen vergeblichen Kampf gegen das

sehr saloppe Äußere ihres Mannes. Als sie ihm eines Tages im Jahre 1909 seine Nachlässigkeit wieder einmal vorhielt und ihm zu verstehen gab, daß er so unordentlich nicht im Amt erscheinen könne, sagte er: »Das macht doch nichts. Dort kennt mich ja jeder.« Wenig später war er das erste Mal zu einem Kongreß der deutschen Naturforscher und Ärzte eingeladen. »So wie du hier rumläufst, kannst du aber dort nicht auftreten«, erklärte ihm Frau Mileva. »Wieso?« erwiderte er, »Dort kennt mich ja niemand.«

SELBSTDIAGNOSE FEHLGELEITET

Heim hat sich wieder einmal mit Freunden zum Abend-schoppen getroffen und schon einige Stunden in froher Runde verbracht. Da kommt ein Bediensteter und bittet ihn, rasch in die Villa seines Herrn, eines Berliner Großkaufmanns, zu kommen, da es der Frau Baronin schlecht gehe. Heim erhebt sich und meint, da müsse er ja wohl ... In wenigen Minuten, obwohl etwas unsicher auf den Beinen, erreicht er die Patientin, die auf dem Sofa liegt und jammert. Er faßt



ihren Arm, sucht den Puls, findet ihn aber nicht gleich, sucht wieder vergebens und schüttelt, ärgerlich über sich selbst, den Kopf. Mißmutig brummt er vor sich hin: »Total besoffen.« Da erschrickt die Dame und flüstert ihm zu: »Bitte, Herr Geheimrat, verraten Sie mich nicht!«

BIERS RACHE

In die Klinik des Chirurgen August Bier wurde ein volltrunkener preußischer General eingeliefert. Der Militär war vom Pferd gestürzt und hatte sich mehrere Brüche zugezogen. Der Patient lag bereits unter Narkose, als der Professor, die Augenbrauen in die Höhe ziehend, an den Operationstisch trat. »Nach was stinkt das denn hier?« Sein Assistent entgegnete nichtsahnend: »Es stinkt nach Bier, Herr Professor.«

Diese Antwort verzieh der Professor zwar seinem jungen Kollegen, nicht aber dem General, der unbewußt den Anlaß dazu gegeben hatte. Am nächsten Tage trat der Professor während der Visite mit finsterner Miene an das Krankenbett des trinkfreudigen Militärs. Er beugte sich tief zu ihm hinab und flüsterte ihm zu: »Hören Sie, mein Herr, solange Sie hier sind, werden Sie immer Bier um sich haben, doch nie einen Rausch bekommen!«

THEATRALISCHES

Fritz Haber reiste von Berlin nach München, um seinen Freund Richard Willstätter zu besuchen. Da Willstätter ein Gespräch mit einem seiner Mitarbeiter noch nicht beendet hatte, wurde Haber zunächst in die Bibliothek geführt, in der bereits ein Student – kein geringerer als der später so berühmte Chemiker Richard Kuhn – darauf wartete, von Willstätter empfangen zu werden. Ohne diesen eines Blickes zu würdigen, ging Haber ans Fenster, hob mit beiden Händen einen Kaktus zu sich empor und sprach mit warmer Stimme: »Komm her, du kleiner Stachelkopf, du Sinnbild meiner Seele!« Und nachdem er sich gesetzt hatte, murmelte er vor sich hin: »Habe ich es doch erwartet, daß ich unerwartet warten muß.«

UMSONST GEZECHT

Enrico Fermi, der 1938 den Nobelpreis für die Erzeugung neuer radioaktiver Elemente durch Bestrahlung mit Neutronen und die daraus folgende Entdeckung von Kernreaktionen erhalten hatte, pflegte jedes Jahr den 17. März als den Tag der geglückten Entdeckung gebührend, aber immer solo zu feiern. Als er wieder einmal in seinem Stammlokal still und ausgiebig beim Weine gegessen hatte und der Kellner ihm die Rechnung vorlegte, bemerkte Fermi mit Erstaunen, daß der Ober den 18. März notiert hatte. »Welcher Tag ist heute?« fragte er. »Der 18. März, mein Herr«, war die Antwort. Fermi war entsetzt, doch er mußte sich schließlich überzeugen lassen, daß der Ober recht hatte. Betrübt schlich er nach Hause. »Da habe ich mich ja heute ganz sinnlos betrunken.«

ÜBERLISTET

Robert W. Wood nahm während seines Studiums in Paris die Mahlzeiten in einer kleinen Pension ein. Als es dort wieder einmal Geflügel gab, bestreute er zum Erstaunen seiner Tischnachbarn die Fleisch- und Knochenreste, die auf den Tellern verblieben waren, mit einem weißen Pulver. Am nächsten Tag nahm er das servierte Gericht ins Labor mit. Er verbrannte es in einem Muffelofen. Die Asche untersuchte er spektroskopisch. Im Spektrum zeigte sich die charakteristische rote Linie der Lithiumsalze. Wood lächelte verschmitzt, als er sie bemerkte. »Das dachte ich mir doch gleich«, erläuterte er sein Experiment den Kommilitonen, »ich wollte es nur bestätigt wissen, daß wir heute zu essen bekommen, was wir gestern übriggelassen haben.«

ENTWICKLUNGSETAPPEN

Pjotr L. Kapiza wurde einmal gefragt, welche Entwicklungsstadien seiner Meinung nach ein Wissenschaftler durchlaufen müsse. Im allgemeinen gebe es deren drei, antwortete der Physiker. »Die ersten 25 Jahre kann man als animalischen Zustand bezeichnen. Der Mensch denkt vor allem an seine Leidenschaften und weitaus weniger an die Wissenschaft. Die folgenden 25 Jahre stellen einen gemischten Zustand dar, denn der Mensch denkt bald an die Befriedigung seiner anima-

lischen Leidenschaften, bald an nützliche Tätigkeit, und nur die folgenden 25 Jahre kann man als menschlichen Zustand bezeichnen. Im Menschen toben nun keine Leidenschaften mehr; er kann sich voll und ganz nützlicher Tätigkeit hingeben. Was die 25 Jahre betrifft, die nach dem 75. Lebensjahr kommen, so können wir sie einen göttlichen Zustand nennen. Der Mensch wird zur Ikone. Er tut nichts, doch man betet ihn an.«

MÜHSAM GENUG!

Werner Heisenberg sorgte sich stets darum, daß jeder seiner Gedanken, den er zu Papier gebracht oder in einem Interview geäußert hatte, auch wortgetreu wiedergegeben wurde. Ein Journalist fragte den Gelehrten einmal, ob er wirklich davon überzeugt sei, daß alles, was er sage oder schreibe, nicht noch besser formuliert werden könnte. »Ich bilde mir nicht ein, immer nur druckfertige Sätze zu formulieren«, erwiderte Heisenberg. »Im Gegenteil, ich weiß, daß ich gelegentlich auch Unsinn rede. Aber der Unsinn hat dann wenigstens meinen Stil. Und den habe ich mir mühsam genug erarbeitet.«



HEITERE LEKTIONEN

In der Wissenschaft besitzt jeder so viel,
wie er wirklich erkennt und erfaßt.

John Locke

Spiele	121
Es geht nicht ohne Phantasie!	121
Erzogen?	121
Die besten Jahre	122
Kosmetisches?	122
Erklärung des k. o.	122
Oben ansetzen?	123



SPIELE

Seit alters gelten mancherlei Spiele, die zum Zeitvertreib gepflegt und mit Eifer betrieben werden, als Schule des Denkens. Der Naturwissenschaftler und Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz wurde einmal gefragt, ob er dieser Einschätzung zustimme. »Nie haben die Menschen mehr Geist bewiesen«, sagte er, »als bei den Spielen, die sie erfunden haben. Ganz allgemein gesprochen, sind es immer die Geisterreichsten, welche die Spiele erfinden, und die Dümmersten, die diese Spiele am besten spielen.«

ES GEHT NICHT OHNE PHANTASIE!

»Was ist eigentlich auf der Rückseite des Mondes?« wurde Camille Flammarion von einer Dame der vornehmen Pariser Gesellschaft einmal gefragt. Der berühmte Astronom antwortete bescheiden: »Das weiß ich nicht!« Ein wenig enttäuscht, fragte die Dame weiter: »Und warum ist es dieses Jahr so heiß und trocken?« »Das weiß ich auch nicht«, sagte Flammarion. Etwas spitz kam nun die nächste Frage aus dem Munde der schönen Französin, sichtlich verärgert darüber, daß sich der Gelehrte nicht auf ein »gelehriges« Gespräch einließ: »Auf dem Kostümball, den Sie besuchten, traten einige Ihrer Studenten als Marsmenschen auf. Waren die Kostüme wenigstens wissenschaftlich richtig?« »Das waren sie auf keinen Fall«, entgegnete Flammarion, »aber sie zeigten, was man braucht, um Wissenschaftler zu sein: Phantasie!«

ERZOGEN?

Zum 70. Geburtstag des Chemikers Martin Heinrich Klaproth waren viele Gratulanten erschienen, als erste auch Abgesandte des Herrscherhauses. Die Glückwünsche des Königs überbrachte der 21jährige Graf Brandenburg, arrogant und schon im Range eines Majors.

Klaproths Weg zum Universitätsprofessor und Mitglied der Akademie der Wissenschaften war sehr mühsam gewesen, von harter, intensiver Arbeit geprägt und erschwert durch viel Unverständnis von seiten einiger Kollegen und Vorgesetzten. Klaproth konnte den aufdringlichen Schwätzer nicht ausstehen, und er hielt sich deshalb ihm gegenüber sehr zurück.

Als der Herr Graf sich jedoch über das – nach seiner Ansicht – »demagogische Berlin« mokierte, war das dem Professor zuviel. Ärgerlich fiel er ihm ins Wort: »Was wissen Sie schon über Berlin?« »Ich bin hier geboren und erzogen worden«, betonte der Graf. Klaproth winkte ab: »Geboren gewiß, erzogen nicht. Ich kenne meine Berliner!«

DIE BESTEN JAHRE

Eine ältere Patientin, vermögend und gewohnt, umschmeichelt zu werden, fragte den bekannten Chirurgen August Bier: »Welche sind eigentlich die besten Jahre im Leben einer Frau?« »Die zehn Jahre zwischen 28 und 30«, sagte der Professor.

KOSMETISCHES?

Otto Hahn berichtete: »Nach dem ersten Weltkrieg wurden allmählich auch Frauen zur Habilitation zugelassen. Auch Lise Meitner konnte sich damals habilitieren. Ihr Vortrag behandelte die Bedeutung der Kernphysik für kosmische Prozesse. In der Vossischen Zeitung stand am nächsten Tag eine kurze Notiz. »Die Physikerin Dr. Lise Meitner hat sich gestern an der hiesigen Universität habilitiert. Ihr Vortrag handelte vom Einfluß der Kernphysik auf kosmetische Prozesse.«

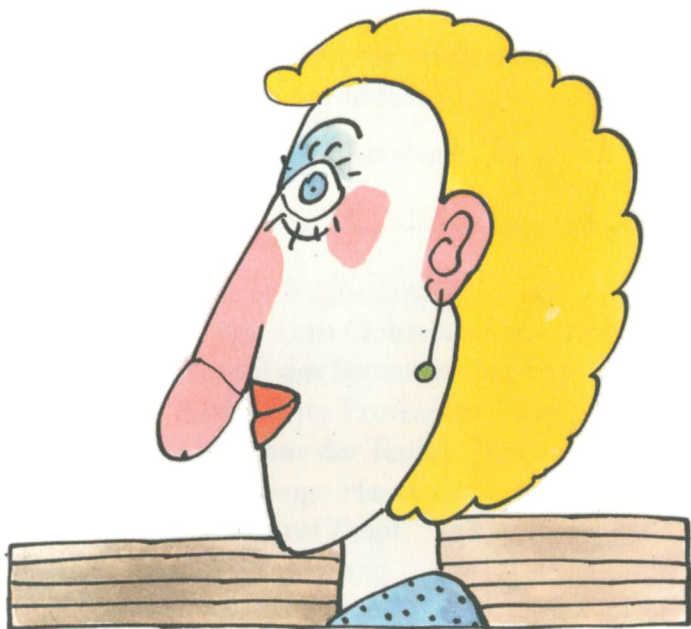
ERKLÄRUNG DES K.O.

Als Gastprofessor in den USA wurde Corneille Heymans nach einem Vortrag von einem Journalisten über die praktischen Auswirkungen der Entdeckung des Sinus caroticus befragt. Heymans versuchte ihm die Sache recht anschaulich zu erläutern: »Es gibt Menschen, die einen überempfindlichen Sinus caroticus haben, und wenn solch ein Mensch einen starken Schlag oder Stoß auf den Sinus caroticus bekommt, so fällt er in Ohnmacht.«

Am nächsten Tag stand in großen Lettern in einer Zeitung zu lesen: »Belgischer Physiologe gibt wissenschaftliche Erklärung des k. o.«

OBEN ANSETZEN?

Vorlesung bei Heinrich Barkhausen an der Technischen Universität zu Dresden. Der Professor erklärte die unterschiedlichen Tonfrequenzen in der Stimme bei Mann und Frau. »Der Mann hat eine niedrige, die Frau eine höhere Frequenz. Es nützt jedoch überhaupt nichts, wenn wir beim Mann unten etwas wegnehmen und das der Frau oben ansetzen.«



UMGANG MIT STUDENTEN

Die wahre Philosophie besteht darin,
nicht Bücher, sondern Menschen zu machen.

Ludwig Feuerbach

Kant an die Nachschreiber	127
Der Philosoph vom Ochsenmarkt	127
Kästner und das Stammbuch	127
Die Rache eines Professors	127
Da hilft nur der Teufel	128
Der bissige Heim	128
Tropf auf Tropf	128
Minimierung	129
Rücksichtsvoll	130
Zur Auflockerung	130
Ruhebedürfnisse	130
So dumm ist die Natur nicht!	131



KANT AN DIE NACHSCHREIBER

Die Verehrung für den Philosophen Immanuel Kant war so groß, daß viele seiner Zuhörer jedes seiner Worte aufzuschreiben sich mühten. Einst war in seinem Kolleg das Geräusch der nachschreibenden Federn so stark, daß es ihm lästig fiel. Kant hielt in seinem Vortrag inne und sagte: »Meine Herrn! Kritzeln Sie doch nicht soviel. Ich bin ja kein Orakel.«

DER PHILOSOPH VOM OCHSENMARKT

Immanuel Kant hatte 1787 ein großes Wohnhaus in einer stillen Nebenstraße in der Nähe des Königsberger Ochsenmarktes bezogen. Es enthielt auch einen geräumigen Hörsaal. Eines Tages lärmten die Studenten vor Beginn seiner Vorlesung so sehr, daß sich Kant genötigt sah, sie zur Ruhe zu mahnen: »Sie sollten sich ruhiger halten, meine Herren, damit man nicht merkt, daß Kant am Ochsenmarkte wohnt.«

KÄSTNER UND DAS STAMMBUCH

Zu der Zeit, da der als Satiriker wie als Mathematiker gleich berühmte Abraham Gotthelf Kästner in Göttingen lebte und lehrte, war es Sitte, daß Studenten Stammbücher führten. Einst kam ein Student mit seinem Stammbuch zu Professor Kästner und bat ihn, sich mit freundlichen Worten darin zu verewigen. Beim Blättern stieß der Gelehrte auf folgende Verse:

»Ein Kästner zeigt mit starken Gründen,
Es sey kein leerer Raum zu finden.
Doch zeigt der Burschen Beutel ja
Extare saepe vacua.«

Kästner schrieb darunter, die lateinischen Worte aufgreifend:

»Der Beutel ist zwar öfters leer,
jedoch das Köpfchen noch viel mehr.«

DIE RACHE EINES PROFESSORS

Abraham Gotthelf Kästner wurde von einigen Studierenden durch lautes Peitschenknallen bei seinen mathematischen Arbeiten gestört. Darauf verfaßte er ebenso ärgerlich wie an-

griffslustig folgendes Gedichtchen, das er am Schwarzen Brett der Universität anbrachte:

»Klatzscht, Pursche, klatzscht, laßt schwere Peitschen
knallen,
Laßt Hieb auf Hieb auf müde Pferde fallen,
Der Bürger hört es mit Erstaunen an,
Und denkt, daß jeder noch – ein Schweinhirt werden kann.«

DA HILFT NUR DER TEUFEL

Auch in jener Zeit, als es dereinst an den Universitäten üblich war, ein Stammbuch zu führen, ließ jeder Student alle seine Hausgenossen, die Kommilitonen seiner Landsmannschaft, die Professoren und gute Bekannte »ihren« Platz darin finden. Im Jahre 1790 kam zu Johann Salomo Semmler in Halle ein Student mit der Bitte, der Herr Professor möge sich doch in sein Stammbuch einschreiben. Semmler, der trotz seiner peinlich genauen Zeiteinteilung ein wenig in dem Büchlein blätterte, fand zu seinem Erstaunen auf fast allen Seiten Sentenzen und Sprüche, die nicht geeignet waren, die Moral der Freunde des Herrn Stammbuchbesitzers in günstiges Licht zu rücken. Kurz entschlossen schrieb er auf eine der noch leeren Seiten: »Ev. Matth. VIII. 31.«

(»Da baten ihn die Teufel und sprachen: Willst du uns austreiben, so erlaube uns, in die Herde Säue zu fahren.«)

DER BISSIGE HEIM

Einige Studenten wollten Professor Heim ein Schnippchen schlagen und seine weithin gerühmte Sicherheit beim Diagnostizieren prüfen. Also legte sich einer von ihnen ins Bett und täuschte eine Gastritis vor. Der Professor untersuchte den Scheinkranken. Dann sagte er: »So, nun stecken Sie die Zunge heraus. Und jetzt können Sie mich mal!« Sprach's und schlug die Tür krachend hinter sich zu.

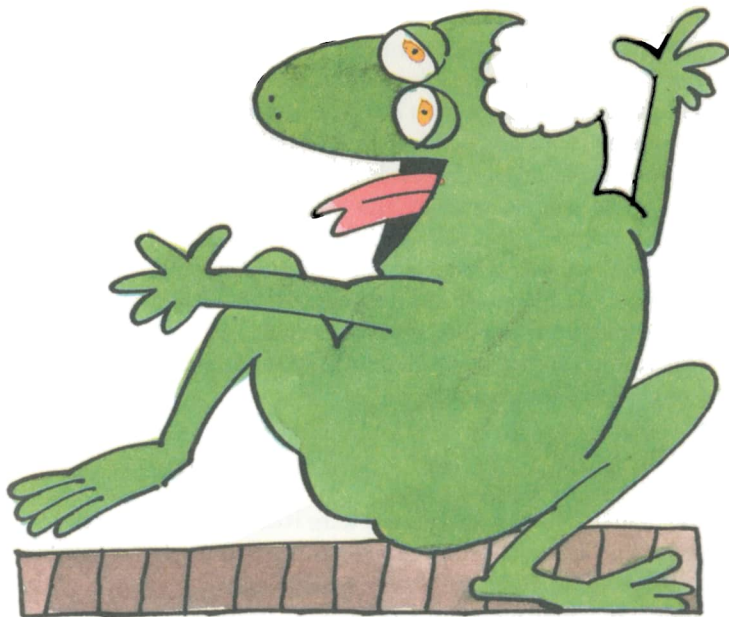
TROPF AUF TROPF

Justus von Liebig achtete sehr auf Pünktlichkeit im Ablauf des Laborbetriebs. Die Praktika begannen zur festgesetzten Stunde auf die Minute und endeten zur vorgesehenen Zeit. Volle Konzentration war gefordert!

Ein ungewohntes Bild war es, als eines Tages der Experimentiersaal fast leer blieb. Nur einige Studenten waren da, als Liebig das Labor betrat. Ein wenig verwundert nickte er zum Gruß. Dann begann er, wie gewohnt, den Versuch zu erläutern. Er ließ sich von einem der Assistenten gerade ein Reagenzglas reichen, als die Tür aufging, ein Student, dann ein zweiter und noch einer den Raum betraten. Liebig sprach weiter, doch erneut knarrte die Tür, und wieder huschten einige Zuspätkommer, einer nach dem andern, ins Labor. Liebig hielt inne. Geduldig wartete er, bis sich einige weitere Nachzügler eingefunden hatten. Doch dann, als erneut die Tür aufging, sagte er: »Das ist ja wie beim Filtrieren – Tropf auf Tropf.«

MINIMIERUNG

Carl Ludwig, ein Leipziger Physiologe, demonstrierte die reflektorischen Leistungen des Rückenmarks. Zu diesem Zweck war einem Frosch der größte Teil des Großhirns entfernt worden. Heiterkeit brach aus, als der operierte Frosch



unversehens einem Studenten ins Gesicht sprang. Ludwig schmunzelte und rief: »Meine Herren, Sie sehen, wie wenig Gehirn dazu gehört, einen ganzen Hörsaal zum Lachen zu bringen!«

RÜCKSICHTSVOLL

Robert Wilhelm Bunsen ließ es sich in einer Vorlesung längere Zeit gefallen, daß ein Student Tag für Tag immer wieder geräuschvoll sein Frühstück auspackte und genüßlich verzehrte. Doch eines Tages war es ihm leid. Er unterbrach seinen Vortrag und läutete. Der Labordienner erschien. Bunsen sagte: »Holen Sie dem Herrn Studiosus einen Krug Bier! Ich kann es nicht mit ansehen, wie er seine Schnitten hinunterwürgt.« Bunsen hatte die Lacher auf seiner Seite. Der »Herr Studiosus« errötete, packte eilends seine Stullen ein und verschwand . . .

ZUR AUFLOCKERUNG

Der Chemiker August Wilhelm Hofmann flocht in seine Vorlesungen an der Berliner Universität Bemerkungen ein, die der Auflockerung dienen sollten. Viele wurden zu beliebten Redensarten, von Studentengeneration zu Studentengeneration weitergetragen. Hatte eine neue Vorlesung begonnen, saß gar mancher unter den Zuhörern, der darauf spannte, daß Professor Hofmann wieder an eine Stelle gelangte, an der eine seiner »berühmten« Floskeln »an der Reihe« war. Wurde Benzol behandelt, war der Satz zu erwarten: »Eine bekannte Dame meinte, Benzol rieche nach gewaschenen Handschuhen.« Es war wieder einmal soweit! Als der Professor begann: »Eine bekannte Dame meinte . . .«, setzte ein Student fort »Benzol rieche nach gewaschenen Handschuhen.« Lachen erschallte. »Ach«, sagte Professor Hofmann ungerührt. »Sie kennen die Dame auch!«

RUHEBEDÜRFNISSE

Wilhelm Conrad Röntgen war kein Rhetoriker. Ohne Begeisterung, monoton schnurrte er seine Vorlesung ab. So geschah es, daß einige seiner Studenten gelegentlich einschließen, andere sich ungeniert laut unterhielten. Einmal wurde Röntgen

die Unterhaltung zu laut. Er sagte: »Wenn jene Herren dort ihre Gespräche etwas leiser führen wollten, könnten die Herren, die der Ruhe bedürfen, ungestörter schlafen und die übrigen, welche interessiert, was ich zu sagen habe, meinem Vortrag besser folgen.«

SO DUMM IST DIE NATUR NICHT!

Max von Laue benutzte für eine seiner Vorlesungen das Modell eines Kristallgitters als Demonstrationsobjekt. Die einzelnen Atome werden in diesem Modell durch bunte Kugeln dargestellt. Ein Witzbold unter den Studenten montierte vor Beginn der Vorlesung unbemerkt einen Tischtennisball in das Gitter.

Max von Laue betrat den Hörsaal und blickte unwillig immer wieder nach dem Modell. Dann huschte ein Lächeln über sein Gesicht. »Ich hatte doch gleich das Gefühl, daß hier etwas nicht stimmt. Aber meine Herren, so dumm ist die Natur wirklich nicht, derart eklatante Fehler zu machen. Den kann nur ein Esel fabriziert haben.«



PRÜFUNGEN

Kurz, er soll nicht Gedanken,
sondern denken lernen ...

Immanuel Kant

Mißlungene Rache	135
Reibungseffekte	135
Pawlow und das Schweigen	135
»Witze mache nur ich!«	136
Es geht um die Oase	136
Beinahe ein »Eselsjahr«	137
Nichts zu befürchten!	137
Examen mit vertauschten Rollen	137
»Ich weiß es nicht«	138
Das »Vieh« half	139
Hertzliches Wortspiel	140



MISSLUNGENE RACHE

Der Physiologe und Physiker Hermann von Helmholtz achtete sehr auf Etikette. Wehe dem Studenten oder Assistenten, der gegen den Institutskodex verstieß! Er bekam jede Übertretung bitter zu spüren.

Mit einem der Kandidaten, die zu ihm zur Prüfung mußten, hatte es über Jahre hinweg Ärger gegeben. Der junge Mann stand bei der Obrigkeit in keinem guten Rufe. Helmholtz war entschlossen, ihn durch die Prüfung »sauen« zu lassen. Völlig unerwartet erwies sich der Examinand als sattelfest. Trotz kniffligster Fragen und zahlreicher »Fallstricke« versetzte er die gestrenge Kommission mit seinen Kenntnissen in Erstaunen.

Helmholtz war sprachlos, er konnte und wollte den Wandel nicht begreifen. War ihm nicht eine Lektion erteilt worden? War das nicht eine Niederlage? Doch er bewahrte Haltung. Als der Kandidat den Raum verlassen hatte, zitierte er aus Schillers »Die Jungfrau von Orleans« den Ausspruch Talbots (3. Akt):

»Unsinn, du siegst, und ich muß untergehn!

Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.«

REIBUNGSEFFEKTE

Wilhelm Conrad Röntgen hatte Medizinstudenten in Physik zu prüfen und fragte einen der Prüflinge: »Was ist Reibungselektrizität?« Da der Student stumm blieb, bot ihm Röntgen ein praktisches, aber sehr verführerisches Beispiel an: »Die Straßenbahn. Wo haben wir denn da Reibungselektrizität?«

»Na, am Bügel an der Stromleitung!«

»Und wenn der Bügel ausfällt?«

»Ja, dann . . . Herr Professor, dann reibt der Fahrer vielleicht mit der Kurbel!«

PAWLOW UND DAS SCHWEIGEN

Vor Iwan Petrowitsch Pawlow saß schweigend ein Kandidat. Es war bereits die dritte Frage, die unbeantwortet blieb. »Nun gut«, sagte Pawlow geduldig nach einer Weile: »Schweigen wir nun mal von etwas ganz anderem.«

»WITZE MACHE NUR ICH!«

Der Wiener Physiker Viktor von Lang hatte Medizinstudenten in Physik zu prüfen. Er vollbrachte diese Aufgabe mit äußerst gedämpfter Begeisterung. »Das ist eine Halbwahrheiten-Physik, die man denen da lehren muß«, pflegte er zu sagen.

Während einer Prüfung passierte folgendes:

»Was geschieht, wenn ich diesen Klingelknopf drücke?« fragte Lang. Der Medizinstudent antwortete:

»Der Herr Professor schließen damit einen elektrischen Stromkreis, der, von einer galvanischen Batterie ausgehend, durch einen Elektromagneten fließt, dessen Anker angezogen wird, worauf ein an diesem Anker befestigter Klöppel an eine Glocke schlägt. Bei dieser Bewegung wird gleichzeitig ein elektrischer Kontakt geöffnet und dadurch der Anker mit der Federkraft wieder zurückschnellt. Und das passiert, sooft der Herr Professor den Klingelknopf drücken.«

Lang winkte ab: »Ein Schmarrn passiert! Wenn ich auf den Klingelknopf drücke, erscheint der Institutsdiener.« Dieser Vorfall sprach sich unter den Prüflingen herum. Tatsächlich stellte Lang einem anderen Studenten die gleiche Frage. Prompt kam die Antwort: »Wenn der Herr Professor auf den Knopf drücken, erscheint der Institutsdiener.«

Da richtete sich Lang ruckartig auf und schmetterte in drohendem Ton: »Das verbitte ich mir, Sie Plagiator, die Witze in den Prüfungen mache nur ich und sonst niemand, verstanden!«

ES GEHT UM DIE OASE

Max Planck beobachtete, wie ein Prüfling aufgereggt den Korridor auf und ab lief. Er ging zu dem Studenten, um ihn zu beruhigen.

»Aber, aber, Herr Kandidat, warum so aufgereggt? In der Ruhe liegt die Kraft«, ermunterte er den jungen Mann. Der Prüfling stöhnte: »Herr Professor, mein Kopf ist wie eine Wüste.«

Planck nahm den Gedanken auf: »Aber, aber, eine Oase wird auch in dieser Wüste sein.« Der Kandidat sah ihn etwas erleichtert an: »Das sagen Sie so, Herr Professor. Ob aber die Kamele die Oase auch finden?«

BEINAHE EIN »ESELSJAHR«

»Die Beherrschung des Verbrennungsprozesses der Kohle und des Erdöls hat das Leben der Industrievölker seit 1900 derart umgestaltet, daß seither die technische Arbeitskraft weit größer ist als die Arbeitskraft der Menschen . . . Um für die Größe dieser technischen Energien einen einfachen Ausdruck zu finden, wurden dieselben in Pferdekraft-Jahre umgerechnet. Da weiterhin eine Pferdekraft 6 bis 7 Menschenkräften entspricht, so kann ein Pferdekraft-Jahr der Arbeit von 6 bis 7 Menschen pro Jahr gleichgesetzt werden.«

Diese Worte aus einer Veröffentlichung Hermann Staudingers merkte sich ein Student besonders gut. Er war von Staudinger mit einer Jahresarbeit betraut worden. Die fertige Ausarbeitung zeugte zwar nicht von Fleiß, doch enthielt sie eine Reihe kluger, sogar sehr wertvoller Gedanken. In der Einleitung wies der Student darauf hin, daß das Thema ihm geradezu ein »Pferdekraftjahr« abgefordert hätte.

Da die Arbeit gute Gedanken enthielt, nahm Professor Staudinger sie wohlwollend an. Aber er konnte es nicht unterlassen, darunter die Bemerkung zu schreiben: »Mit dem »Pferdekraftjahr« übertreiben Sie maßlos, junger Freund. Die Arbeit verrät im Gegenteil, was den Fleiß betrifft, kaum ein Zwergponyjahr. Hätte sie nicht Geist und kluge Gedanken verraten, so wäre ein Eselsjahr daraus geworden.«

NICHTS ZU BEFÜRCHTEN!

Ferdinand Sauerbruch war ein gefürchteter Examinator. Viele Studenten wußten ein Lied davon zu singen. Wer allzu große Wissenslücken hatte, fiel unweigerlich durch. Einer, dem das passiert war, erboste sich darüber im Kreise seiner Kommilitonen. »Ich werde diesem Ekel von Professor einen Dolch ins Herz stoßen!« – Als Professor Sauerbruch das hinterbracht wurde, lächelte er: »Keine Angst! Der weiß überhaupt nicht, wo das Herz sitzt.«

EXAMEN MIT VERTAUSCHTEN ROLLEN

Ein Schüler Werner Heisenbergs erzählt über eine ihm unvergeßliche Begegnung mit seinem Lehrer folgende Geschichte: »Ich studierte in Leipzig und mußte zu Heisenberg, um mich

von den damals noch jungen, aber bereits berühmten Gelehrten prüfen zu lassen. Mit einer unbeschreiblichen Angst im Nacken saß ich dem gar nicht zum Fürchten aussehenden Heisenberg gegenüber. Weder ermunterndes Zureden noch sein gütiger Blick konnten mich retten. Ich war wie erstarrt, bekam feuchte Hände und brachte kein Wort heraus.

Da erhob sich Heisenberg. Jetzt ist alles aus, dachte ich, denn wenn ich nun das Zimmer verlassen muß, gilt die Prüfung als nicht bestanden. Plötzlich stand Heisenberg hinter mir. »Kommen Sie, wir vertauschen einmal Plätze und Rollen. Sie sind der Prüfende, ich bin der Prüfling. Seien Sie aber gnädig, denn die Nervosität des Prüfenden überträgt sich sehr leicht auch auf den Prüfling. Das Stoffgebiet kennen Sie, also los. Achten Sie aber peinlich genau auf meine Antworten, ich werde Ihnen einige Fehler hineinpacken.«

Diese Chance faßte ich beim Schopfe. Angst und Scheu waren wie fortgeblasen. Ich prüfte Heisenberg, aber nicht lange; dann waren trotz der vertauschten Plätze die Rollen wieder in den richtigen Händen.

»Gratuliere!« rief Heisenberg zum Schluß und schüttelte mir lachend die Hand. »Das ging doch ausgezeichnet!« »Ich muß ein Brett vor dem Kopf gehabt haben, Herr Professor.« Heisenberg schmunzelte. »Das habe ich bemerkt. Sie saßen falsch, Sie saßen hinter dem Brett, deshalb ließ ich uns die Plätze tauschen, um Sie vor das Brett zu setzen.«

»ICH WEISS ES NICHT«

»Im medizinischen Staatsexamen wurden wir von unserem Pathologen auch im Fach Gerichtsmedizin geprüft. Die pathologische Prüfung war gut gegangen, und es folgte die forensische Medizin«, erzählte Werner Köhler. »Hier war ich alles andere als sattelfest; denn einschlägige Bücher gab es in den unmittelbaren Nachkriegsjahren nicht. Meine Kenntnisse hatte ich aus einem mehr als dürftigen sogenannten Scriptum bezogen.

Die erste Frage nach dem Paragraphen 51 konnte ich noch recht gut beantworten: Darauf war das ganze Semester vorbereitet. Nun kam aber die zweite Frage wie ein drohendes Gewitter auf mich zu. »Herr Kandidat, ein Mann erleidet eine Kohlenoxidvergiftung. Er nimmt ein Beil, geht auf die Straße und schlägt einen ihm völlig unbekanntem Passanten tot. Was

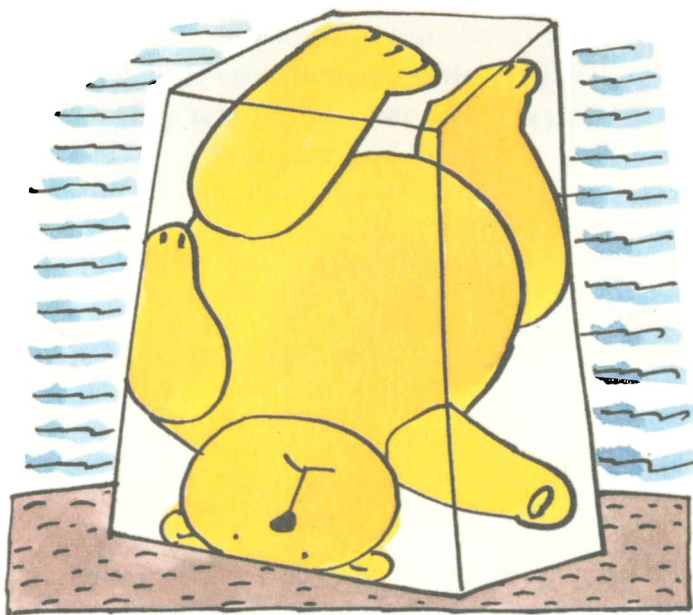
antwortet der Mann, wenn ihn der Polizist, der ihn festnehmen mußte, fragt, warum er die Tat begangen hat?«

Bei dieser Frage mußte ich passen. Ich wußte es nicht; denn dergleichen stand nicht in meiner Skripte! Da ich bis dahin in der Prüfung recht gut ausgesehen hatte, beschloß ich, ehrlich zu bekennen, daß ich nicht in der Lage war, die Frage zu beantworten. Also antwortete ich: »Ich weiß es nicht!«

Der Professor nickte. »Richtig! Jawohl, der Mann wird sagen: Ich weiß es nicht; denn er hat eine retrograde Amnesie, er ist unfähig sich zu erinnern.«

DAS »VIEH« HALB

Ludwig Binder hatte seinen Studenten an der Technischen Universität Dresden erklärt, daß der Magnetfluß in den Transformatoren mit dem griechischen Buchstaben φ (Phi) bezeichnet wird, woraus die Studenten ein »Vieh« entstehen ließen. Während der Prüfung fragte der Professor einen Studenten, der sich bis dahin nicht gerade glänzend aus der Affäre gezogen hatte: »Können Sie mir sagen, was da in den Transformatoren immer so brummt?« Der Student, schon gleichgültig,



da er sich bereits geschlagen fühlte, raffte sich dennoch auf. Wenn schon, dann will ich wenigstens mit Humor abtreten, dachte er und sagte: »Da ist Vieh drin, das da brummt, Herr Professor.« Der nickte ihm wohlwollend zu. »Sehr richtig, der Magnetfluß ist es, der das Brummen verursacht!«

HERTZLICHES WORTSPIEL

Gustav Hertz war zu Ohren gekommen, daß ein lustiges Wortspiel an seinem Leipziger Institut kursierte. Die Worte lauteten: »Man geht mit Schmerzen zur Prüfung zu Herten.«

Professor Hertz schmunzelte und fragte seine Assistenten, ob er wirklich so ein Unmensch sei. Lachend wurde die Frage verneint. Am Schlusse einer der nächsten Vorlesungen kam er auf dieses »geflügelte Wort« zu sprechen, und er erwiderte seinerseits: »Kommt herzlich wenig Wissen zur Prüfung zu Herten, so bereitet dieses Wenig Herten Schmerzen!«

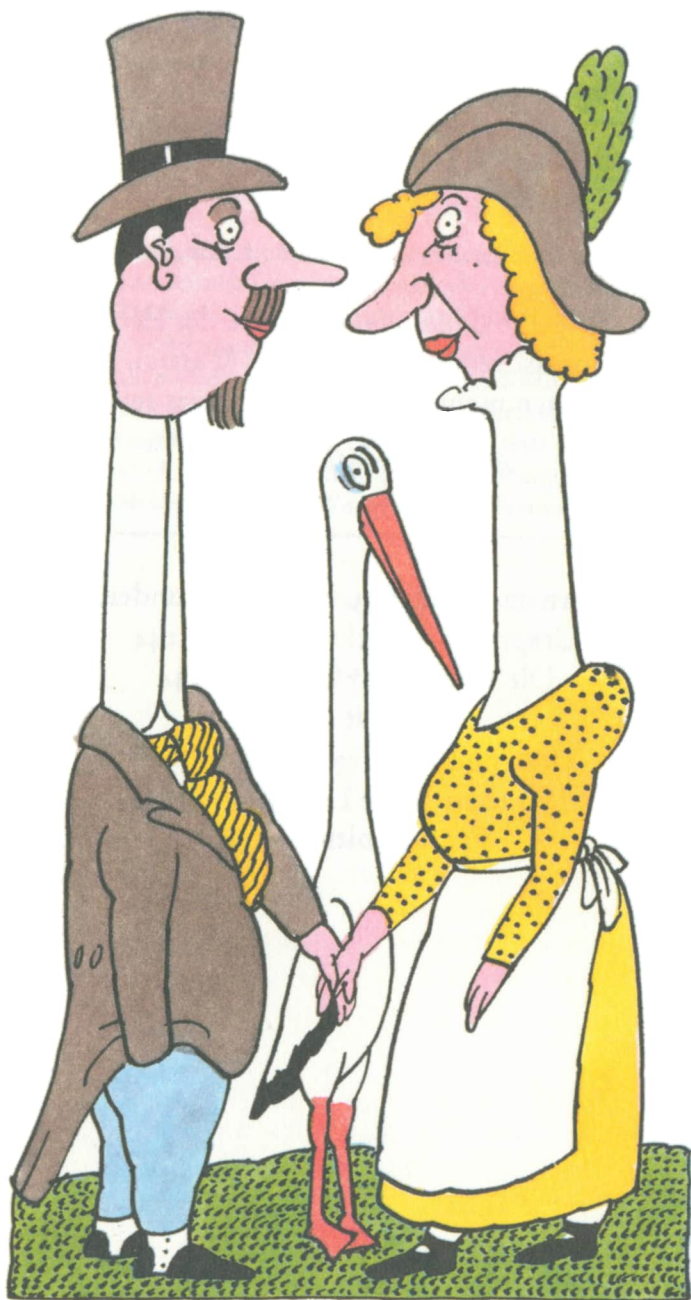


STUDENTENWITZ

Wieviel Unsinn ist im Laufe der Zeit
von Professoren gesagt worden! Warum sollten
Studenten nicht auch dummes Zeug reden?

Alexander Mitscherlich

Studentenwitze aus dem 3. bis 5. Jahrhundert	143
Ursprung des Schulfuchses	144
Die Prüfung in Chemie	144
Zu spät	144
Dieser einzigartige Schädel	145
Das teure halbe Liter Bier	145
Präziser bitte!	146



STUDENTENWITZE
AUS DEM 3. BIS 5. JAHRHUNDERT

Ein Studiosus bestellte bei einem Silberschmied eine Lampe. Als dieser fragte, wie groß er sie machen solle, antwortete der Student: »Für acht Personen.«

Ein Student, nach langen Jahren wieder in das heimatliche Dorf zurückgekehrt, stand durstig an dem tiefen Dorfbrunnen und fragte einen vorbeikommenden Bauern, ob denn das Wasser auch gut sei. »Ja«, sagte der, »auch deine Eltern haben daraus getrunken.« – »Was für lange Hälse müssen die gehabt haben«, wunderte sich der Studiosus.

Ein Studiosus hatte einen besonders guten Wein gekauft und versiegelte ihn. Sein Diener bohrte das Faß unten an, ließ Wein heraus und verschloß die Öffnung wieder kunstgerecht. Wahrlich, der Wein war köstlich!

Der Student merkte aber, daß Wein fehlte, obwohl die Verschlussschließen unverletzt waren. Einer seiner Freunde riet ihm: »Schau nach, ob nicht von unten etwas weggenommen worden ist!« »Du hast überhaupt keine Ahnung«, erwiderte er, »es fehlt ja nicht der untere, sondern der obere Teil.«

Ein Dozent wurde von einem Studenten gefragt, warum er nicht Unterricht im Zitherspielen gebe. Als der Lehrer sagte »Vom Zitherspielen verstehe ich doch nichts«, erwiderte der Spaßvogel: »Warum eigentlich gibst du Unterricht?«

Ein Studiosus war in arge Geldschwierigkeiten geraten, so daß er seine Bücher verkaufen mußte. Seinem Vater aber schrieb er: »Gratuliere mir! Schon ernähren mich meine Bücher.«

Einst fragte ein Professor einen Kandidaten der Magisterwürde: »Quod sunt elementa?« Dieser antwortete: »Ignis, aer, aqua ...« Auf das vierte, die Erde, konnte er sich jedoch nicht besinnen. Der Examinator wollte ihm helfen, ihn auf die Antwort »terra« hinlenken. Er fragte weiter: »Et super quod stas?« (»Und worauf stehst du?«) Der Kandidat blickte zu Boden und antwortete: »Auf meinem Schuhwerk!«

URSPRUNG DES SCHULFUCHSES

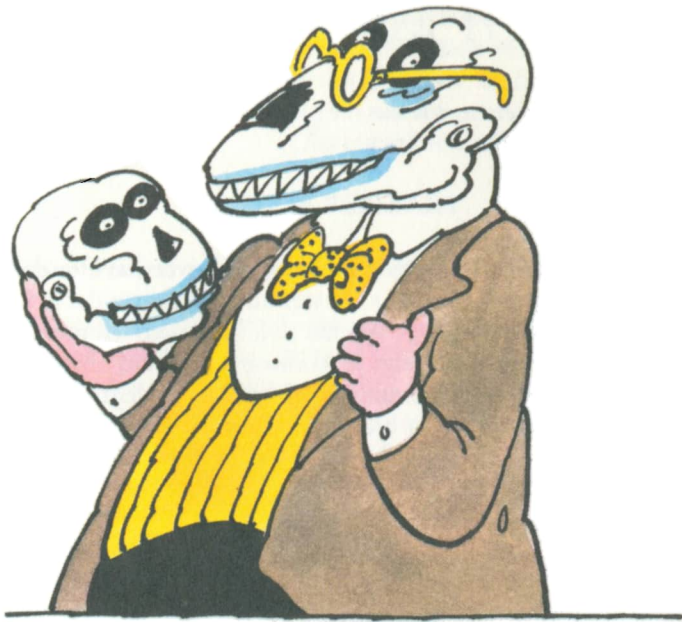
Magister Just Ludwig Brismann aus Triptis im Vogtland war in Hof, Naumburg und Zwickau Schullehrer gewesen, ehe er als Professor der griechischen Sprache an die Jenaer Universität kam. Seine Einheitskleidung, auch schon in seiner Schullehrerzeit, war ein fuchspelzgefütterter Oberrock. Diese recht altmodische Tracht fiel verständlicherweise auf. Brismann wurde zur Zielscheibe des Studentenwitzes. Da ihn manche noch von der Schule her kannten, erhielt er den Spitznamen »Schulfuchs«. Und die Art und Weise, in der er dozierte, ist bis auf den heutigen Tag ein Begriff: »Schulfuchseriei.«

DIE PRÜFUNG IN CHEMIE

Es war zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Einige Studenten hatten sich bei einem Lehrer der Chemie zu einer Prüfung eingefunden. Als nun der Professor einen seiner Studenten fragte, was mit einem Körper geschieht, der sich mit Sauerstoff (Oxygen) sättigt, konnte dieser nicht sogleich die Antwort finden: Er oxydiert. Der Professor wollte ihm weiterhelfen, indem er sagte: »Er ox... Nun? Er ox..., er ox...« Der Student nahm das sehr übel. »Herr Professor, ich verbitte mir dergleichen Anzüglichkeiten!«

ZU SPÄT

Ein Student, der sich sehr über die mit zu leiser und monotoner Stimme gehaltene Vorlesung von Wilhelm Conrad Röntgen geärgert hatte, klappte hörbar sein Kollegheft zu und schritt polternd zum Ausgang des Hörsaales. Röntgen rief mit lauter Stimme: »Was fällt Ihnen ein! Sie stören meinen Vortrag!« Der Student, ein Schwabe, drehte sich noch einmal kurz um, bevor er den Saal verließ, schüttelte den Kopf und sagte: »Schau, schau, Männle, jetzt kannscht kreische! Aber jetzt ischt's z' spät! Ich geh!«



DIESER EINZIGARTIGE SCHÄDEL

Ein Biologieprofessor hielt einen öffentlichen Vortrag über die Lebens- und Verhaltensweise der Gorillas. Er hatte als Demonstrationsobjekt einen prächtigen Gorillaschädel mitgebracht.

Voller Stolz zeigte er seinen Zuhörern das Objekt und bemerkte mit Inbrunst: »Hier, meine Damen und Herren, darf ich Ihnen dieses Prachtexemplar eines Gorillaschädels vorführen. Wie Sie sich sicher denken können, sind derartige Schädel sehr, sehr selten. Weit und breit gibt es nur einen einzigen solchen Schädel (hier machte er eine Pause) – und den habe ich!«

DAS TEURE HALBE LITER BIER

Ein Student an der Universität Oxford hatte zu Anfang der fünfziger Jahre eine uralte Verordnung entdeckt, die besagte, daß Examenskandidaten zur Prüfung ein halbes Liter Bier kostenlos gereicht werden mußte. Vor seiner Prüfung machte er das Rektorat darauf aufmerksam. Er bekam sein Ale.

Wenige Tage später, nach bestandener Prüfung, aber wurde ihm vom Rektor eine Ordnungsstrafe von fünf Pfund auferlegt. Der Kandidat war nicht mit umgegürtetem Schwert zum Examen erschienen, wie das die gleiche Verordnung in einem der nachfolgenden Punkte vorsah.

PRÄZISER BITTE!

Alfred Fritz Max Recknagel, Technische Universität Dresden, prüft Studenten. Er tritt ans Fenster und fragt einen der Prüflinge: »Welche Vorgänge spielen sich in diesem Moment in dieser Wolke ab?« Er zeigt wolkenwärts. Es sind allerdings mehrere Wolken am Himmel. So fragt der Student naiv zurück: »In welcher Wolke bitte, Herr Professor?«



NAMENSVERZEICHNIS

- Ambarzumjan, Wiktor A. (geb. 1908) 61, 62
Ampère, André Marie (1775–1836) 13, 66, 67
Archimedes von Syrakus (um 287–212 v. u. Z.) 19
Ardenne, Manfred von (geb. 1907) 108, 109
Aristoteles von Stagira (384–322 v. u. Z.) 31
- Barkhausen, Heinrich (1881–1956) 123
Behring, Emil von (1854–1917) 23
Belli, Giuseppe (um 1733–1812) 20
Ben David, Lazarus (1762–1832) 71
Bernal, John D. (1901–1971) 86
Bessel, Friedrich Wilhelm (1784–1846) 72
Bier, August (1861–1949) 116, 122
Binder, Ludwig (1881–1958) 139
Boerhave, Hermann (1668–1738) 13
Böhmer, Georg Ludwig (1715–1797) 91
Bohr, Niels (1885–1962) 60, 76
Boltzmann, Ludwig Eduard (1844–1906) 15, 67, 73
Born, Max (1882–1970) 60
Bose, Georg Mathias (1710–1761) 50, 51
Brismann, Just Ludwig (gest. 1583) 144
Broemser, Philipp (1886–1940) 43
Bunsen, Robert Wilhelm (1811–1899) 130
- Compton, Arthur Holly (1892–1962) 55, 56
Copernicus, Nicolaus (1473–1543) 31
- Darwin, Charles (1809–1882) 34, 35
Davy, Humphry (1778–1829) 14
Demonax aus Kypros (2. Jh.) 31
Diogenes von Sinope (um 412–um 323 v. u. Z.) 12, 39, 81

Eckermann, Johann Peter (1792–1854) 97
Edison, Thomas Alva (1847–1931) 53, 54, 86
Einstein, Albert (1879–1955) 15, 26, 59, 74, 77, 85, 92, 93, 114
Engels, Friedrich (1820–1895) 84

Faraday, Michael (1791–1867) 14, 15, 41, 52, 53
Fermi, Enrico (1901–1954) 26, 27, 55, 56, 117
Fischer, Emil Hermann (1852–1919) 25
Flammarion, Camille (1842–1925) 121
Förster, Wilhelm (1832–1921) 34
Forßmann, Werner (1904–1979) 100
Franck, James (1882–1964) 60
Frank, Adolf (1834–1916) 43

Galle, Johann Gottfried (1812–1910) 73
Gauß, Carl Friedrich (1777–1855) 21, 41, 42, 83, 97
Gesner, Johann Mathias (1691–1761) 49, 50
Gödel, Kurt (1906–1978) 77
Goethe, Johann Wolfgang von (1749–1832) 81, 97, 104, 114
Gray, Stephen (1657–1736) 19, 20

Haber, Fritz (1868–1934) 116
Haeckel, Ernst (1834–1919) 35
Hahn, Otto (1879–1968) 25, 74, 75, 98, 122
Hausen, Christian August (1693–1743) 50
Heim, Ernst Ludwig (1747–1834) 32, 33, 40, 66, 72, 115, 128
Heisenberg, Werner (1901–1976) 60, 118, 137, 138
Helmholtz, Hermann von (1821–1894) 91, 135
Hertz, Gustav (1887–1975) 54, 140
Heymans, Corneille (1892–1968) 25, 26, 61
Hilbert, David (1862–1943) 85, 99
Hippokrates von Kos (um 460–370 v. u. Z.) 113
Hoffmann, Friedrich (1660–1742) 91
Hofmann, August Wilhelm (1818–1892) 130
Hufeland, Christoph Wilhelm (1762–1836) 72
Humboldt, Alexander von (1769–1859) 13
Huxley, Thomas Henry (1825–1895) 33, 34

Jablotschkow, Pawel N. (1847–1894) 22, 23
Jacobi, Carl Gustav Jakob (1804–1851) 72, 73
Joliot-Curie, Frédéric (1900–1958) 87
Jolly, Philipp von (1809–1884) 98

Kant, Immanuel (1724–1804) 91, 127
Kapiza, Pjotr L. (1894–1984) 117
Kästner, Abraham Gotthelf (1719–1800) 52, 71, 103, 113, 127
Kekulé von Stradonitz, Friedrich August (1829–1896) 21, 22
Keldysch, Mstislaw W. (1911–1978) 45
Kepler, Johannes (1571–1630) 103
Kirchhoff, Gustav Robert (1824–1887) 83
Klaproth, Martin Heinrich (1743–1817) 121, 122
Klinkerfues, Wilhelm (1827–1884) 84, 104
Köhler, Werner (geb. 1929) 138
Koroljow, Sergej P. (1907–1966) 43, 44, 45
Kuhn, Richard (1900–1967) 116

Lambert, Johann Heinrich (1728–1777) 34
Landau, Lew D. (1908–1968) 86
Lang, Viktor von (1838–1921) 136
Langevin, Paul (1872–1946) 26
Laplace, Pierre Simon, Marquis de (1749–1827) 40
Laue, Max von (1879–1960) 131
Lavoisier, Antoine Laurent (1743–1794) 56, 97
Leibniz, Gottfried Wilhelm (1646–1716) 121
Leverrier, Urbain Jean Joseph (1811–1877) 73
Liebig, Justus von (1803–1873) 128, 129
Ludwig, Carl Friedrich Wilhelm (1816–1895) 129, 130

Marconi, Guglielmo (1874–1937) 15
Marx, Karl (1818–1883) 84, 86
Mayer, Georg (1892–1973) 106, 107
Meitner, Lise (1878–1968) 75, 122
Mendelejew, Dmitri J. (1834–1907) 42, 43
Minkowski, Hermann (1864–1909) 93
Mößbauer, Rudolf (geb. 1929) 61
Münchhausen, Gerlach Freiherr von (1688–1770) 71
Murphy, William Parry (geb. 1892) 55
Murray, Johann Andreas (1740–1791) 71

Nernst, Hermann Walther (1864–1941) 26
Newton, Isaac (1643–1727) 32, 40, 49

Oberth, Hermann (geb. 1894) 99
Ohm, Georg Simon (1747–1854) 53

- Pawlow, Iwan P. (1849–1936) 135
 Planck, Max (1858–1947) 26, 85, 98, 114, 136
 Platon (427–347 v. u. Z.) 39, 40
 Pohl, Robert Wichard (1884–1977) 60, 61
 Pythagoras (um 570–480 v. u. Z.) 11
- Ramsay, William (1852–1916) 23, 24, 25
 Recknagel, Alfred Fritz Max (geb. 1910) 146
 Reis, Philipp (1834–1874) 21
 Röntgen, Wilhelm Conrad (1845–1923) 59, 105, 130, 135, 144
 Russell, Bertrand (1872–1970) 35
 Rutherford, Ernest (1871–1937) 23, 25, 73, 98
- Sauberbruch, Ferdinand (1875–1951) 76, 100, 137
 Schatalow, Wladimir (geb. 1927) 27, 28
 Schopenhauer, Arthur (1788–1860) 82, 83
 Schorlemmer, Carl (1834–1892) 84, 85
 Schröter, Karl (1905–1977) 43
 Schumacher, Heinrich Christian (1780–1850) 73
 Schwarzschild, Karl (1873–1916) 68
 Semjonow, Nikolai N. (1896–1986) 62
 Semmler, Johann Salomo (1725–1791) 128
 Siemens, Werner von (1816–1892) 92
 Soddy, Frederic (1877–1956) 73, 98
 Sokrates (470–399 v. u. Z.) 11, 49
 Staudinger, Hermann (1881–1965) 105, 137
 Steenbeck, Max (1904–1981) 109
 Straton (4. Jh. v. u. Z.) 12, 81
 Szilard, Leo (1898–1964) 26
- Tammann, Gustav (1861–1938) 74
 Tesla, Nikola (1856–1943) 53, 54
 Thales von Milet (um 625–545 v. u. Z.) 91
 Thiele, Johannes (1865–1927) 105, 106
 Thomson, George Paget (1892–1975) 76
 Thomson, Joseph John (1856–1940) 74
- Virchow, Rudolf (1821–1902) 72
 Volta, Alessandro (1745–1827) 20, 21, 22
 Voltaire, eigtl. François-Marie Arouet (1694–1778) 32

Watson, William (1715–1787) 51
Weber, Wilhelm Eduard (1804–1891) 21, 97, 98
Wigner, Eugen Paul (geb. 1902) 26
Willstätter, Richard (1872–1942) 116
Winkler, Johann Heinrich (1703–1770) 50, 51
Winogradow, Iwan M. (1891–1983) 45
Wolf, Max (1863–1932) 25, 99
Wood, Robert W. (1868–1955) 117

Ziegler, Karl (1898–1973) 56, 93
Zincke, Theodor (1843–1928) 25

Der gescholtene Thales : Anekdotisches um
Gelehrte u. Gelehrige aus zwei Jahr-
tausenden / Ewald Oetzel ; Wolfgang Polte.
Ill. : Manfred Bofinger. – 1. Aufl. – Leipzig ;
Jena ; Berlin : Urania-Verlag, 1989. – 152 S. :
50 Ill. ISBN 3-332-00282-1
NE: Oetzel, Ewald [Hrsg.]

ISBN 3-332-00282-1

1. Auflage 1989

Alle Rechte vorbehalten

© Urania-Verlag Leipzig, Jena, Berlin,
Verlag für populärwissenschaftliche Literatur, Leipzig 1989

VLN 212-475/5/89

LSV 020 9

Lektor: Horst Hering

Illustrationen: Manfred Bofinger, Berlin

Buchgestaltung: Dolores Rothe

Druckerei: Grafische Werke Zwickau

Printed in the German Democratic Republic

Best.-Nr.: 654 326 2

01200

$$\frac{3.476.321}{a \cdot b \cdot \pi^3} + \sqrt{a \cdot 750 \frac{s}{s^2}} - 9.873.;$$

Gabi ♡

$$\frac{33.333.333.333}{3x} + (7a \cdot 46 \cdot 8.477)$$

Anna

$$2m : n \left(\frac{1.000.000 s \times m^2}{24.051.948} \right) - t$$

monday

$$\frac{3\pi}{y^{22}} + \sqrt{\frac{m}{s^3}} - \ell_1 2.737.454.$$

Ka

$$A \frac{179}{8^2} + m n^4 - \frac{\sqrt{-32}}{-4} + 1$$

$$3s \left(\frac{1.234.567.891.012}{333 \cdot a} \right) \heartsuit - \sqrt{\frac{1}{7}}$$

Fledflike P. r^3 *Wachst!*

$$47 \text{ cm} + (2.710 \text{ g}) - (E) + m$$

Post!

$$\heartsuit \frac{3.742.666.128}{\ell \times 47 (n)} + \ell_1 \left(\frac{m \times 4\pi}{d} \right)$$

$$+ 4 \left(\frac{3.741.222.108}{a + b + c + d} \right) + \sqrt{a b m}$$

Wachst!


$$\frac{n \cdot o \cdot r \cdot 7.347.004}{2.7 26.7 93 \text{ A.u.t.}} - \sqrt{\frac{m \cdot n}{2^7}}$$

$$\underline{\hspace{10em}} \quad 9m \left(\frac{1}{2a} \right)$$

$$32.533.510.941 \times \pi - (abcdef) \cdot \sqrt{7}$$

~~ring form.~~

$$\sum_x (77) - \frac{2.679.341.473 + 79y}{\cancel{1732} \text{ Sin}}$$

←  ← m^2

$$\left(\frac{m^2 o p q r s t^2 u v w x y z^3}{a b c t} \right) +$$

$$\frac{abent 19^{15}}{62 m q^2} + \frac{80 m n o}{l^2} \left(\frac{73.08}{4^7 m^2 z} \right) -$$

~~Kaffeesahne~~

$$z \cdot h \cdot y^7 + \frac{30}{\pi} \Bigg) - \frac{24.121.8839}{b-1} +$$

 Lüise ✱

$$\frac{47 l}{3 E} + 4.737.367.205 - \frac{1}{m} +$$

$$2 + 7 \left(\frac{6.737.444.321}{n} \right) - 49^{3+}$$

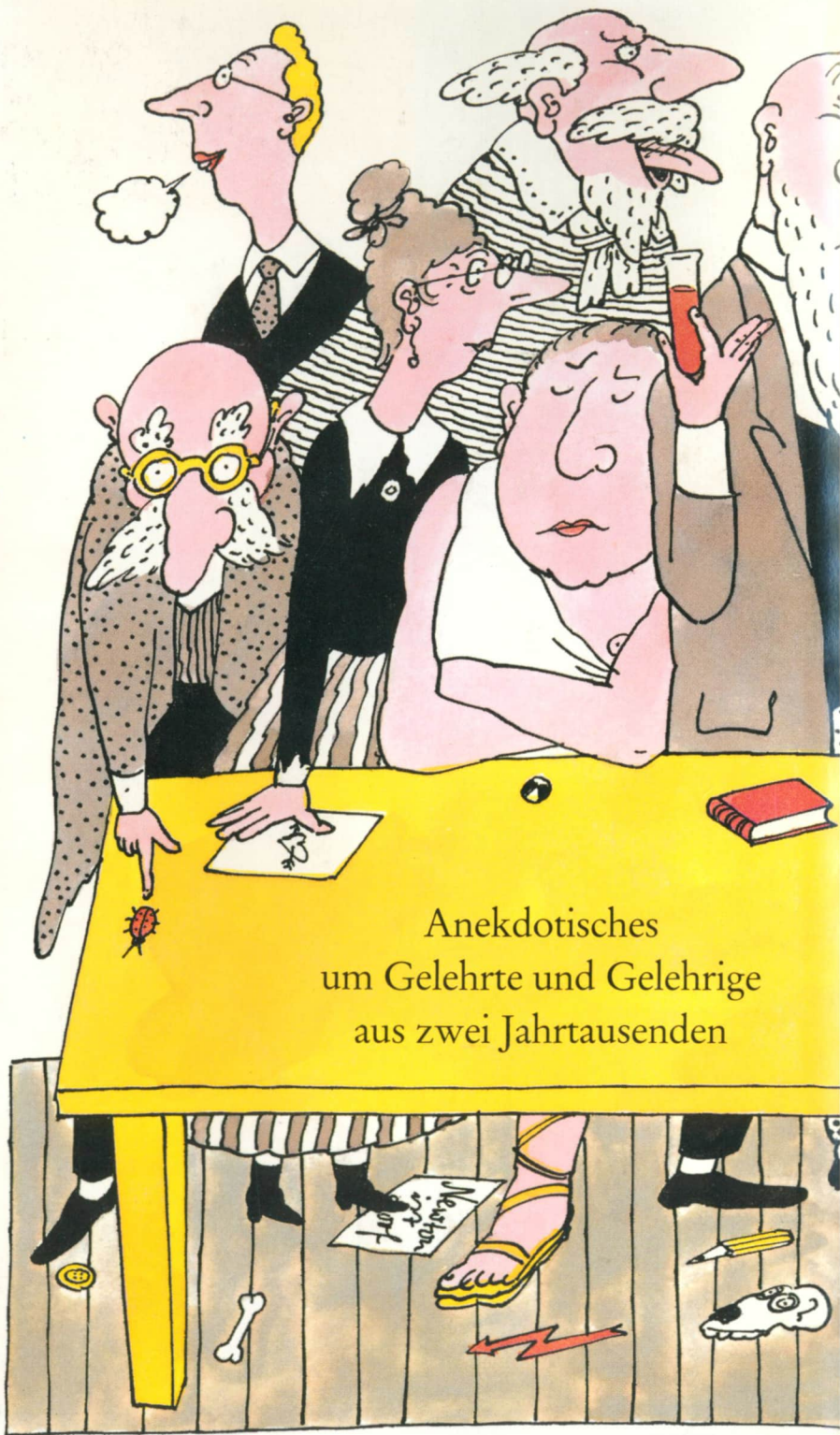
$$\left(\frac{+ abc}{m} \right) - \frac{a \cdot y^2 \cdot t + 4 (m^7 \cdot s^3 \cdot n)^7}{\text{Spurhülle}}$$

$$- l \left(\frac{101.202.303}{4} \right) + 51.041 -$$

~~Spurhülle!!!~~

$$\frac{s \cdot t}{n \cdot 4 \cdot s^2} + \frac{6.789.123}{n \cdot 4 \cdot s^2} - 2 \left(\frac{ab}{4^2} \right)^7$$

$$- \infty^3 - 6.741.213 l x^2 = \underline{\underline{1}} \quad (?)$$



Anekdotisches
um Gelehrte und Gelehrige
aus zwei Jahrtausenden